Anna Bähler,
Christian Lüthi[1]

Unterschiedliche Lebensweisen auf engstem Raum

Aspekte des gesellschaftlichen Wandels

Ab 1800 nimmt die Einwohnerzahl der Stadt Bern zu, am stärksten zwischen 1890 und 1914. Hauptgrund dafür ist die grosse Zuwanderung. 1962 erreicht die Bevölkerungszahl den Höhepunkt und geht anschliessend zurück, da nun zahlreiche Familien in die Vororte ziehen. Die städtische Gesellschaft setzt sich aus vielen Gruppen zusammen, die sich teils überschneiden, teils aber kaum gemeinsame Berührungspunkte aufweisen. Zudem bestehen grosse soziale Unterschiede. Bis in die Gegenwart gibt die bürgerliche Oberschicht in vielen Bereichen den Ton an, auch wenn je länger je mehr Einwohnerinnen und Einwohner der Mittelschicht angehören, die damit ein grosses wirtschaftliches und politisches Gewicht erhält. Noch bis weit ins 20. Jahrhundert hinein leidet die Unterschicht immer wieder unter grosser materieller Not; mit verschiedenen Rezepten kämpft die Armenfürsorge dagegen an. Frauen haben zwar nicht dieselben Entfaltungsmöglichkeiten wie Männer, lassen sich jedoch nicht auf Haushalt und Familie beschränken. Sie nehmen am Erwerbsleben teil und gründen eigene Organisationen und Treffpunkte. Die öffentliche Hand und private Kreise bauen ein vielfältiges Bildungssystem auf, das von der Vorschule bis zur Universität reicht. Damit entwickelt sich die Bildung zur wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Schlüsselgrösse, die alle Bevölkerungsschichten in irgendeiner Form erfasst.

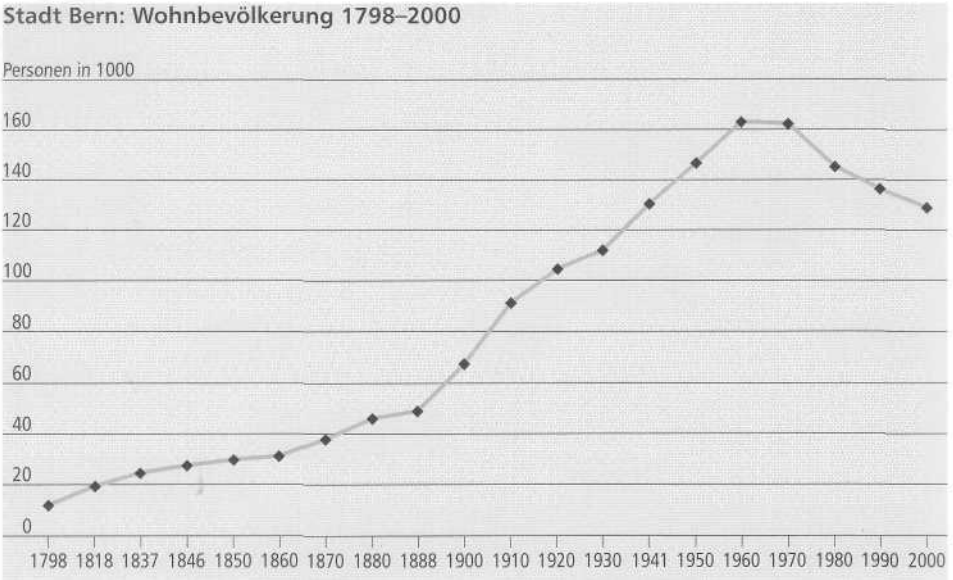
Bevölkerungsentwicklung

Die Zahl der Menschen

Um 1800 war Bern eine Kleinstadt mit rund 15 000 Einwohnerinnen und Einwohnern, die vorwiegend im überschaubaren Gebiet der Altstadt wohnten.[2] Die verschiedenen sozialen Schichten lebten auf engem Raum nebeneinander: Burger, zugezogene und in Bern niedergelassene Einwohnerinnen und Einwohner sowie zahlreiche Personen, die sich nur vorübergehend in der Stadt aufhielten, wie Handwerksgesellen und Dienstbotinnen. Bis 1850 verdoppelte sich die Einwohnerzahl. Die Stadtbevölkerung nahm damit im gleichen Ausmass wie die Bevölkerung des Kantons zu. Erst nach 1860 wuchs die Stadt als Foige des Eisenbahnbaus stärker als der Kanton. Eine Wende in der Bevölkerungskurve trat mit dem Beginn der Hochkonjunktur ab 1890 ein: Zwischen 1888 und 1914 stieg die Zahl der Menschen von 48 000 auf über 90 000 an. Durchschnittlich nahm die Stadt jedes Jahr zusätzlich etwa 2000 Personen auf. Dies war der intensivste Anstieg aller Zeiten. Die Mehrheit der Leute wohnte nun in den neuen Aussenquartieren, und die Wohnorte der verschiedenen sozialen Schichten lagen weiter auseinander als zuvor. Zwischen 1910 und 1930 verflachte sich die Wachstumskurve etwas, um von 1930 bis 1960 wieder steiler nach oben zu zeigen. Im Jahr 1962 erreichte die Bevölkerungszahl mit knapp 166 000 Personen ihr bisheriges Maximum. Bis 1970 stagnierte sie und ging seither kontinuierlich auf 128 000 Personen im Jahr 2000 zurück.[3]

1 Dieses Kapitel basiert auf Vorarbeiten von Daniel Schläppi. • **2** Die Volkszählung von 1798 wies für die Stadt Bern bloss 11 343 Menschen aus. Diese Zahl ist sicher zu tief gegriffen, denn gemäss der Zählung von 1764 lebten 13 681 Personen in der Hauptstadt, und ein Bevölkerungsrückgang zwischen 1764 und 1798 ist unwahrscheinlich. Lüthi 1994, 23; Pfister 1995, 71 f. • **3** Fntzsche 2002; Fankhauser 1985, 41-45; Beiträge zur Statistik der Stadt Bern, 32 (1949), 11-24; Statistisches Jahrbuch der Stadt Bern, 2000, 48. Für die genauen Zahlen der einzelnen Volkszählungen siehe S. 332f.

Abb. 177
Bevölkerungsentwicklung der Stadt Bern mit Bümpliz 1798-2000. Im 19. Jahrhundert folgte die Kurve dem Wirtschaftsverlauf: Nur die Krisen der 1850er- und 1880er-Jahre dämpften das Wachstum. Zwischen 1890 und 1914 verdoppelte sich die Bevölkerung nahezu. Im 20. Jahrhundert vermochten die Krisen um 1920 und in den 1930er-Jahren die Zunahme der Einwohnerzahlen nicht zu bremsen. 1962 erreichte die Stadtbevölkerung den Höhepunkt und nahm danach ab.



1798 1818 1837 1846 1850 1860 1870 1880 1888 1900 1910 1920 1930 1941 1950 1960 1970 1980 1990 2000

Die Bevölkerungsentwicklung Berns in den letzten zwei Jahrhunderten gleicht derjenigen der übrigen grossen Schweizer Städte. Zwischen 1860 und 1914 verlief die Wachstumskurve in Bern allerdings weniger steil nach oben. Die Bevölkerungszunahme hielt in Genf und Zürich bis um 1960 und in Basel bis nach 1970 an. In Zürich setzte 1962, im gleichen Jahr wie in Bern, der Schrumpfungsprozess der Stadtgemeinde ein, und um das Jahr 2000 stabilisierte sich die Bevölkerungszahl in beiden Städten wieder.[4]

Zuwanderung als Wachstumsursache

Bis Mitte der 1870er-Jahre verzeichnete Bern jedes Jahr mehr Todesfälle als Geburten, die steigende Einwohnerzahl basierte ausschliesslich auf der Zuwanderung. Erst die Einführung der modernen Wasserversorgung 1869 und weitere Massnahmen für eine bessere Hygiene senkten die Sterblichkeit rasch.[5] Auch danach gründete das Stadtwachstum vorwiegend in der starken Zuwanderung; ab 1890 trug zudem ein anhaltender Geburtenüberschuss zur Bevölkerungszunahme bei.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts waren zwei Drittel bis drei Viertel der Stadtbevölkerung sesshaft. Die übrigen Einwohnerinnen und Einwohner bildeten eine äusserst mobile Gruppe, die jeweils nur kurz in der Stadt blieb. Diese vorwiegend jungen und ledigen Menschen waren für ein grosses Kommen und Gehen verantwortlich. Bis zum Ersten Weltkrieg dominierten zwei Hauptströme diese Wanderungen. Den ersten bildeten Frauen, die mehrheitlich aus dem Kanton Bern stammten und in der Hauptstadt als Dienstbotinnen arbeiteten. Der zweite Strom bestand aus Männern, die im Handwerk und Gewerbe eine Stelle suchten. Rund die Hälfte aller Zuziehenden stammte aus dem Kanton Bern. Die Stadt Bern stellte für sie meist nur eine Durchgangsstation dar. Mehr als die Hälfte der Männer und rund ein Drittel der Frauen verliessen die Stadt jeweils im Jahr nach dem Zuzug wieder. Beide Wanderungsbewegungen haben ihre Wurzeln in früheren Jahrhunderten. Wie in anderen Städten bestand in Bern die Tradition, dass Dienstbotinnen vom Land einige Zeit in städtischen Haushalten arbeiteten und danach wieder an ihren Herkunftsort oder anderswohin weiterzogen. Die Mobilität der jungen Männer geht auf die mittelalterliche Gesellenwande-

4 Fntzsche 1991, 84f.; Fntzsche et al. 1994, 181-183; Fritzsche et al. 2001, 42; Bundesamt für Statistik 1992, 22f., 90f„ 184f.; Häussermann/Siebel 1987, 251; Statistik Stadt Zürich: Analysen, 2002, Nr. 7; BZ, 13.1.2000, 19; Der Bund, 3.2.2000, 25; 14.7.2000, 23; 1.2,2001, 24. • **5** Lüthi 1994, 19-21; Lüthi 1998, 182; Mesmer 1982; Germann/Kovács 1999, 40-47, 79f.

Abb. 178
Arbeitslose stehen um 1934 Schlange vor dem städtischen Arbeitsamt an der Predigergasse. 1935 erreichte die Arbeitslosigkeit ihren Höhepunkt: Sechs Prozent aller Erwerbstätigen hatten keine Arbeit. In den Dreissigerjahren zogen zahlreiche Stellensuchende in die Stadt. Nicht nur der breit gefächerte Arbeitsmarkt, sondern auch die ausgebauten Sozialdienste lockten viele Leute an.

rung zurück: Nach ihrer Lehre mussten Handwerker als Gesellen einige Jahre von Stadt zu Stadt ziehen und bei verschiedenen Meistern Arbeitserfahrungen sammeln. Die Männer legten dabei grosse Distanzen durch ganz Europa zurück. Deshalb hatte auch im 19. Jahrhundert rund die Hälfte der männlichen Zuzüger einen Heimatort ausserhalb des Kantons Bern. Die Stadt Bern bildete in diesem Wanderungsnetz einen Durchgangsort auf dem Weg in die Westschweiz.[6]

Die Summe der Zu- und Wegzüge stieg in Bern bis in die Zeit des Ersten Weltkriegs kontinuierlich an. Im Spitzenjahr 1917 kamen 18 705 Personen in die Stadt und 15 910 verliessen sie. Daraus resultierte ein Wanderungsgewinn von rund 2800 Personen. Bis 1962 zog die Stadt mehr Menschen an als wegzogen. Nur 1914, während der Krisenjahre nach dem Ersten Weltkrieg sowie 1936, 1937, 1942 und 1946 war dies nicht so. In Zürich verlief diese Entwicklung gleich.[7]

Der wachsende Arbeitsmarkt lockte zahlreiche Menschen in die Stadt. Die meisten Zuziehenden fanden hier Arbeit, Arbeitslose schob die Stadt möglichst wieder ab. Die Armenfürsorge und die Polizei griffen im 19. Jahrhundert jedes Jahr mehrere hundert bettelnde und herumziehende Personen auf und wiesen sie aus der Stadt. In den 1890er-Jahren ging die Zahl der Weggewiesenen etwas zurück, da die gute Konjunktur das Arbeitsangebot ausweitete. Vom Ersten Weltkrieg bis in die 1930er-Jahre klagten die Stadtbehörden wiederum über

6 Lüthi 1994, 30-32, 56; Lüthi 1998, 184-192. • **7** Lüthi 1994, 36, 131; Lüthi 1998, 186; Beiträge zur Statistik der Stadt Bern, 17 (1934), 5f.; Statistisches Jahrbuch der Stadt Bern, 1949/50, 109; 1980, 44; 2000, 49; Statistik Stadt Zürich: Analysen, 2002, Nr. 7, 15.

Abb. 179
Titelblatt der Zeitschrift «Bärenspiegel» zur Berner Fasnacht 1929. Zugezogene aus anderen Kantonen organisierten in der Zwischenkriegszeit Fasnachtsbälle. Sie begründeten die moderne Berner Fasnacht, die sich 1982 dauerhaft etablierte und sich zum drittgrössten Karneval der Schweiz hinter Basel und Luzern entwickelte.

den Zuwanderungsdruck. 1929 hielt das Arbeitsamt dazu fest: «Die Landflucht und der Zug nach der Stadt sind zur allgemeinen Erscheinung geworden. Die Folgen dieser sehr oft planlosen Abwanderung vom Lande in unsere an Industrie nicht reiche Stadt sind Mangel an Melkern, Landarbeitern und Karrern auf dem Lande einerseits und Uberfluss von arbeitslosen Handlangern in der Stadt anderseits. Die Ursachen des verhängnisvollen Zuges nach der Stadt mögen in den angenehmer scheinenden Arbeitsbedingungen zu suchen sein. Für viele dürften auch die öffentlichen und privaten Fürsorgewerke aller Art, deren sich die Stadt erfreut, einen Anziehungspunkt bilden.»[8] Die Behörden versuchten, die unerwünschte Zuwanderung abzuwehren: Die Mitarbeiter des Arbeitsamtes kontrollierten gemeinsam mit der Polizei die Herbergen und Gasthöfe, welche Anlaufstellen für arbeitslose Zuziehende darstellten. In der Krise der Dreissigerjahre wies die Polizei jährlich teilweise über 2000 Personen aus der Stadt.[9]

8 VB, 1929, 107. ° **9** VB, 1926, 111 f.; 1931, 1271; 1933, 150f.; Beiträge zur Statistik der Stadt Bern, 17 (1934!, 22-24; Lüthi 1994, 102-109; Pfister 1995, 144-148. • **10** Beiträge zur Statistik der Stadt Bern, 32 (1949), 35; Gächte-1994, 18; Adressbuch der Stadt Bern, 1999, 1.41; Hugger 1989, 160. • **11** Ramseyer 2001, 35-41. • **12** Fankhauser 1985, 76, 79-82; Statistisches Amt der Stadt Bern: Vierteljahresberichte, 29 (1955), 215-228; Rupp 1987, 103-107; Haefeli 1998, 106-109; Kammann 1990, 198-200; Fritzsche et al. 1994, 407-417; Fritzsche 1998, 101-107.
13 Frey 1990, 50-54; Haug/Schuier/Wanner 2002, 19f„ 24; Gächter/Aegerter 1995, 31 f. Der Bund, 30.1.2002, 22: 21.5.2003, 13; 27.5.2003, 17.

Seit Mitte des 19. Jahrhunderts war jeweils nur die Minderheit der Stadtbevölkerung in Bern geboren, die Mehrheit gelangte im Lauf ihres Lebens hierher. Die Stadt als soziales Gebilde vermochte diese Menschen'zu integrieren. Dies geschah innerhalb der Nachbarschaft, durch Vereine, Gewerkschaften oder Arbeitskolleginnen und -kollegen. Die Zuziehenden bereicherten die Stadt nicht nur mit ihren Sprachen und Dialekten, sondern sie pflegten hier auch ihre Kultur weiter. Bis heute bestehen in Bern mindestens ein Dutzend Heimatvereine von Leuten, die aus anderen Ländern oder Kantonen stammen, wie der Glarnerverein oder die Societe Fribourgeoise de Berne.[10] Ausserdem verdankt die Stadt das Wiederaufleben der Fasnacht Zuzügerinnen und Zuzügern: Bereits in der Zwischenkriegszeit organisierten Leute mit Wurzeln in anderen Kantonen Fasnachtsbälle. Für die eigentliche Neugeburt der Berner Fasnacht 1982 engagierten sich ebenfalls massgeblich Auswärtige.[11]

Der Auszug in die Vororte

Der zunehmende materielle Wohlstand nach dem Zweiten Weltkrieg bildete die Basis für tief greifende Veränderungen im Bereich des Wohnens. Immer breitere Bevölkerungsschichten konnten sich ein Auto und eine grössere Wohnung leisten. Zudem setzte sich der Wunsch nach einem Haus im Grünen in vielen Köpfen fest. Der steigende Bedarf an Wohnraum konnte nicht mehr ausschliesslich innerhalb der Stadtgrenzen befriedigt werden. So zogen immer mehr Menschen in die Vororte. Ab den 1940er-Jahren gingen die Einwohnerzahlen zuerst in den innenstadtnahen Quartieren zurück, in den folgenden Jahrzehnten erfasste dieser Trend auch die übrige Stadt. Nur Bümpliz verzeichnete bis um 1980 ein Bevölkerungswachstum.[12] Seit 1990 ist die Zahl der Einwohnerinnen und Einwohner auch im inneren Ring der Regionsgemeinden leicht rückläufig. Die Agglomeration Bern dehnt sich hingegen immer weiter aus. Grössere Pendlerströme erreichen die Kernstadt aus der Region Burgdorf, Thun und dem Kanton Freiburg.[13]

Nicht alle Altersgruppen der Bevölkerung verliessen die Stadt im gleichen Ausmass. Vor allem Familien mit Kindern wanderten überdurchschnittlich häufig in die Vororte. Seit 1954 ist der Saldo abgewanderter Familien negativ. 1995 wohnten nur noch in jedem sechsten Haushalt Paare mit Kindern. Die Ursachen dafür waren vielfältig. Ein wichtiger Grund war das Fehlen von grossen Wohnungen. Das Wohnungsangebot wurde den Ansprüchen des Mittelstandes hinsichtlich moderner Wohlstandskultur nicht mehr gerecht. Im Jahr 2000 waren

Abb. 180
Die Münsterplattform als Kinderspielplatz 1902. In den Nebengassen der unteren Altstadt tobten sich bis zum Zweiten Weltkrieg Kinder aus, weil damals noch zahlreiche Familien in der Innenstadt wohnten und weil die Strassen nicht dem Verkehr vorbehalten waren. Klaus Schädelin (1918-1987) beschrieb in seinem Buch «Mein Name ist Eugen», wie an Sommerabenden in der Altstadt das Marmelfieber ausbrach und wie Knaben auf dem Münsterplatz mit Kuhaugen vom Fleischmarkt spielten.

Abb. 181
Familie Zeller in ihrer Stube an der Fellerstrasse im Tscharnergut 1960. Nach dem Zweiten Weltkrieg entstand in Bümpliz neuer Wohnraum. Vor allem junge Familien zogen in die neuen, hellen und modernen Dreizimmerwohnungen des Tscharnergutes. Dank dem Quartierzentrum und einem zentralen Platz mit Läden identifizierten sich die Bewohnerinnen und Bewohner stark mit ihrem Quartier.

73 Prozent aller Wohnungen Ein- bis Dreizimmer-Wohnungen - dieser Anteil war unverändert seit 1920. Der Markt vermochte den Mangel an geräumigeren und günstigen Wohnungen seither nicht wettzumachen. Ferner beeinträchtigte der zunehmende Autoverkehr das Wohnumfeld. Lärm und fehlende Spielräume für Kinder vertrieben viele Familien aus der Stadt. 14

Junge Erwachsene zogen nach wie vor nach Bern, weil die Stadt Standort höherer Ausbildungsstätten ist und vielfältige Arbeitsmöglichkeiten bietet. Trotzdem nahm der Anteil der älteren Menschen an der Stadtbevölkerung ab 1920 zu; erst in den 1990er-Jahren kam diese Entwicklung zum Stillstand. Fachleute bezeichneten die Kernstädte Ende des 20. Jahrhunderts generell als «A-Städte», da hier überdurchschnittlich viele Alte, Arbeitslose, Arme, Alleinstehende, Auszubildende sowie Ausländerinnen und Ausländer lebten. Ein weiteres Merkmal der grossen Städte ist die grosse Zahl von Einpersonenhaushalten. In Bern wohnte Anfang der Neunzigerjahre in der Hälfte aller Haushalte bloss eine Person.[15]

Um dem Abwanderungstrend entgegenzuwirken, förderten die Behörden den Wohnungsbau und versuchten seit den 1980er-Jahren, Verkehrsberuhigungsmassnahmen durchzusetzen. Massgeblichen Einfluss auf die Stadtentwicklung übte bis ins ausgehende 20. Jahrhundert auch die Burgergemeinde mit ihrer Bodenpolitik aus. Sie besass die meisten Landreserven und trat ihren Grund mit Vorliebe im Baurecht ab, um bei der Konzeption vor Neubauprojekten mitreden zu können.[16]

Ausländische Bevölkerung - angelockt durch die Wirtschaft

Um 1850 lebten in Bern 1668 Ausländerinnen und Ausländer, die sechs Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachten. Erst mit der Hochkonjunktur ab 1890 stieg die ausländische Wohnbevölkerung von sieben auf elf Prozent im Jahr 1910. 1888 stammten 70 Prozent

14 Fankhauser 1985, 33-36, 54f., 156-165; Schindler 1995, 9, 43-45, 56, 145-148, 159-165; Meier/Messerli/Schindler (Hg.) 1997; Beiträge zur Statistik der Stadt Bern, 6 (1920), 14; 29 (1944), 31; Statistisches Jahrbuch der Stadt Bern, 2000, 156; Frey 1990, 17-19; Kammann 1990, 190f. • **15** Fankhauser 1985, 121-141; Frey 1990, 18; Der Bund, 27.1.2003, 11. Zu Einpersonenhaushalten: Statistisches Amt der Stadt Bern 1993, 49; Gächter 1994a, 64; Pfister/Egli (Hg.) 1998, 74f.; Der Bund, 13.9.1993, 19. • **16** Fankhauser 1985, 161-165; VB, 1970, 264-266; 1975, 5f 1977, 6; 1981, 287f.; Der Bund, 26.3.1999, 29. Zur Stadtentwicklungspolitik der Burgergemeinde: Burgergemeinde Bern 1993, 40-42; Arn 1999, 153; Rieder 1998, 173-178; Schläppi 2001, 115f.; Arnet 1998, 125.

Abb. 182
Abschiedsszene vor der Abfahrt eines Gastarbeiterzuges nach Süditalien 1976 im Berner Bahnhof. Die Italienerinnen und Italiener bildeten seit 1950 die grösste Einwandererkolonie in Bern. Sie lebten ein Leben zwischen zwei Kulturen, zwischen Abschied und Ankunft. Viele von ihnen - besonders die Saisonarbeiter - mussten die Familie in der Heimat zurücklassen.

davon aus Deutschland und 5 Prozent aus Italien. Nach dem Bau des Eisenbahntunnels durch den Gotthard 1882 zogen vermehrt Menschen aus Italien in die Schweizer Städte. Ein Länggässler erinnerte sich an die vielen Italienerfamilien, die um 1910 in seinem Quartier wohnten: «Die Frauen waren vor allem bei Tobler oder in der Seidenfabrik beschäftigt, die Männer meistens im Baugewerbe. (...) Diese Kolonie vergrösserte sich dann im Sommer noch durch Saisonarbeiter, die zum grössten Teil in den Mansarden am Schwalbenweg und Forstweg logierten. Es kamen fast immer die gleichen, und es war ein Wiedersehen».[17] Bern zählte 1910 rund 2000 Italienerinnen und Italiener. Damals lag der Ausländeranteil der Stadt mit

17 Ott 2002, Nr. 154, 8.

11 und jener des Kantons Bern mit 5 Prozent deutlich unter dem schweizerischen Mittel von 15 Prozent und weit hinter Grenzkantonen wie Genf mit 40 und Basel mit 38 Prozent.[18]

Im 20. Jahrhundert verlief die ausländische Zuwanderung in Bern parallel zur Wirtschaftslage: Die Zahl der Fremden erreichte vor dem Ersten Weltkrieg mit über 10 000 Personen ein erstes Maximum. Während der Weltkriege und der Krisen der Zwischenkriegszeit ging ihr Anteil an der Einwohnerschaft bis 1945 auf drei Prozent zurück. In der Blüte der Nachkriegszeit holte die Wirtschaft wieder billige Arbeiterinnen und Arbeiter aus dem Süden. Zwischen 1950 und 1960 verdoppelte sich die Zahl der ausländischen Arbeitskräfte, im folgenden Jahrzehnt nahm sie weiter zu. Wegen der Ölverknappung 1973 und der dadurch ausgelösten Wirtschaftskrise der 1970er-Jahre mussten über 4700 Ausländerinnen und Ausländer die Stadt verlassen. Seit 1950 stellen Menschen aus Italien die grösste Gruppe dar unter der ausländischen Bevölkerung der Stadt Bern. Der Ausländeranteil der Bundesstadt näherte sich jenem der Schweiz erst gegen 1990 und erreichte im Jahr 2000 mit 22 Prozent einen bislang nicht erreichten Höhepunkt.[19]

Die Städte lockten stets ausländische Arbeitssuchende an. Der Ausländeranteil in der Stadt Bern war deshalb immer höher als im Kanton. Die relativ grosse Distanz zur Landesgrenze und die Lage inmitten eines wirtschaftlich eher schwachen Umfeldes erklären, weshalb in Bern prozentual weniger Ausländerinnen und Ausländer wohnten als in den anderen grossen Schweizer Städten. Viele Zuziehende aus dem Ausland kamen ohne sichere Stelle und hofften, im Schlepptau von hier wohnenden Bekannten Unterschlupf und Verdienst zu finden. Doch eine Garantie auf Aus- und Unterkommen gab es nicht einmal für jene, die seit Jahren für die gleichen Arbeitgeber gearbeitet hatten. 1959 kam mehr als ein Drittel der Ausländerinnen und Ausländer ohne Aufenthaltsbewilligung nach Bern. Dies änderte sich in den Sechzigerjahren, als Arbeitskräfte rar wurden. Mit Plakaten und Zeitungsinseraten warben Firmen Personal in Italien an. Bauunternehmen und Betriebe der Maschinenindustrie führten mit eigenen Rekrutierungsbüros Werbeaktionen durch. In speziellen Prüfungen wurden jene Leute erfasst, die beruflich am geeignetsten schienen.[20]

Wenig in die städtische Gesellschaft integriert, bildeten Italienerinnen und Italiener eigene Organisationen. Der 1884 gegründete Italienische Hilfsverein unterstützte schlecht verdienende oder in Not geratene Landsleute, die in Bern lebten oder nur auf der Durchreise waren. Eine wichtige Rolle übernahm die italienische Kirche. Die Missione Cattolica stellte Lokalitäten zur Verfügung zum geselligen Beisammensein mit Landsleuten und half Zugewanderten im Umgang mit den Behörden und bei der Kinderbetreuung. Die Schule der Missione unterrichtete ab 1963 nach italienischem Lehrplan Kinder von Familien, die sich nur vorübergehend in Bern aufhielten. Dies lief den Integrationszielen der Stadtbehörden zuwider und sorgte für Konfliktstoff. Die städtische Schuldirektion schuf 1965 so genannten Anschlussunterricht und Anpassungsklassen, in denen aus dem Ausland zugezogene Kinder individuell gefördert wurden. Damit entwickelte Bern ein Modell, das auch anderswo in der Schweiz Schule machte.[21]

18 Beiträge zur Statistik der Stadt Bern, 32(1949), 28-33; Tanner 1995, 55; Soom/Truffer 2000, 21-25; Fritzsche et al. 2001, 1961; Siegenthaler/Ritzmann-Blickenstorfer (Hg.) 1996, 138f. Vgl. S. 331. • **19** Fankhauser 1985, 102; Soom/Truffer 2000, 106-116, Anhang c, e; Pfister/Egli (Hg.) 1998, 70f. Vgl. S. 331. • **20** Fankhauser 1985, 32; Lüth 1998, 197f.; Lüthi 2002, 70; Leimgruber et al. (Hg.) 2001, 113f.; Soom/Truffer 2000, 64, 117-123. **21** Soom/Truffer 2000, 143f.; VB, 1965,2081; 1966,204; 1970, 171, 1951 • **22** Zitiert nach Soom/Truffer 2000, 154. **23** Marretta (Hg.) 1987; Schwab/Demme 1889, 1061; Soom/Truffer 2000, 138-171, 208, 213. • **24** Gächter 1994b, 23; Soom/Truffer 2000, Anhang e; Meyer Sabino 1992, 876-885; Wimmer 2003. 1998 veröffentliche «Der Bund» eine Serie zur ausländischen Wohnbevölkerung und Kultur: Bern arabisch, 4.7.1998, 25; Bern afrikanisch, 11.7.1998, 21; Bern türkisch, 18.7.1998, 20; Bern latino, 25.7.1998, 21; Bern mediterran, 4.8.1998, 18; Bern anglo-american, 8.8.1998, 23; Bern asiatisch, 15.8.1998, 22; Bern östlich, 22.8.1998, 25; Bern nordisch, 31.8.1998, 20. • **25** Bürki 1933, 60-69; Feller 1962, 9, 23, 26; Steinhilber 1960.

Von zentraler Bedeutung vor allem für Männer, die ohne Familie in Bern lebten, waren Verpflegungsmöglichkeiten. An Sonntagen assen zeitweise 2000 Gäste in der Missione. Ähnliche Funktionen erfüllte das Restaurant Casa d'Italia. Allein stehende Männer, die in schäbigen Mansarden ohne Kochmöglichkeit hausten, schätzten die Speisen der Heimat aus kulinarischen, sentimentalen und finanziellen Gründen. Das Unternehmen wurde 1937 in der Zeit des Faschismus gegründet und war nach internen Auseinandersetzungen ab den Sechzigerjahren eher kommunistisch-sozialistisch orientiert. Die Betreiber betrachteten das Lokal stets als «centro dell'italianitä».[22] Sie stellten ihre Infrastruktur Vereinen zur Verfügung und führten eigene Abendkurse durch.[23] Ende des 20. Jahrhunderts war die italienischstämmige Bevölkerung ein etablierter Teil der Stadtgesellschaft. Davon zeugen die unzähligen italienischen Restaurants und verschiedene Lebensmittelläden. Seit den 1960er-Jahren bildeten Spanierinnen und Spanier die zweitgrösste ausländische Bevölkerungsgruppe in Bern, und 1990 stammten grössere Gruppen aus Jugoslawien, der Türkei und Portugal. Auch sie gründeten Clubs und eigene Restaurants. Das internationale kulinarische Angebot in der Bundesstadt fand Anklang bei den Einheimischen, die auf Ferienreisen die Gerichte immer weiter entfernter Länder zu schätzen gelernt hatten.[24]

Auf der Flucht

Immer wieder ersuchten politische Flüchtlinge um Asyl. Deutsche, die nach der 1848er-Revolution ihre Heimat verlassen mussten, bescherten der jungen Bundesstadt bewegte Zeiten. Die liberale bernische Kantonsregierung sympathisierte offen mit ihnen und widersetzte sich dem Ausweisungsbefehl des Bundesrates, was die Anziehungskraft Berns auf die Revolutionsflüchtlinge verstärkte. Im Juli 1849 trafen gegen 700 Flüchtlinge ein. Dem Korps von Heilbronner Turnern gingen Berner Turner und Studenten mit ihren Fahnen entgegen, denn der Einzug des Trupps sollte möglichst eindrucksvoll sein. Am Abend lud die Kantonsregierung die Ankömmlinge auf der Schützenmatte zum Empfang mit offizieller Ansprache und Essen auf Staatskosten. Ziemliche Schwierigkeiten bereitete die Unterbringung, obwohl jeder Flüchtling nur ein Holzgestell mit Strohsack erhielt. Der für die Fremden geräumte dritte Stock im Kornhaus war voll belegt. Für die städtischen Konservativen symbolisierten diese Flüchtlinge den Radikalismus, den sie erbittert bekämpften.[25]

Abb. 183
Feldküche im Barackenlager der internierten Franzosen auf dem Wylerfeld '871. Am Ende des deutsch-französischen Krieges nahm die Stadt Bern 4000 Soldaten der französischen Bourbaki-Armee auf. Da der Platz in Sälen und Kirchen der Stadt nicht für alle Soldaten ausreichte, bauten die Behörden im Wyler ein Barackendorf. Nach einigen Wochen kehrten die Internierten wieder in ihre Heimat zurück.

Im Februar 1871 internierte die Stadt Bern zeitweise über 4000 Soldaten der französischen Bourbaki-Armee. Die Behörden richteten im Kornhaus und in sämtlichen leer stehenden Schuppen, Sälen und Kirchen Schlafplätze ein. Zudem bauten sie auf dem Wylerfeld ein Barackenlager. Mitte März konnten die Internierten wieder in ihre Heimat zurückkehren. Die Bevölkerung unterstützte diese humanitäre Aktion vollumfänglich.[26]

Während des Ersten Weltkrieges war Bern nicht nur eine Drehscheibe der internationalen Spionage, sondern auch ein Zufluchtsort für Intellektuelle und Künstler, die vor dem Krieg flüchteten. Sie schätzten die provinzielle Ruhe der Bundesstadt und lebten grösstenteils abgeschieden und unauffällig im Kreis ihrer Familien. Auch Lenin bewegte sich ungestört in der Stadt und war Stammgast in den Lesesälen der Bibliotheken.[27]

Die Aufnahme von Menschen, die wegen Revolutionen und Kriegen nach Bern flohen, war auch im 20. Jahrhundert von ideologischen und parteipolitischen Auseinandersetzungen begleitet. Selten wurden ethnische Minoritäten so unbürokratisch und umfassend betreut wie die ungarischen und die tschechischen Flüchtlinge in der Zeit des Kalten Krieges: Eine eigens geschaffene Betreuungsstelle kümmerte sich um die 1956 aus Ungarn Geflohenen. 1968 unterstützten Bernerinnen und Berner die Opfer des Prager Frühlings. Nebst dringlichen Sofortmassnahmen, materieller Hilfe, Information und Beratung wurden in wenigen Monaten rund 400 Stellen vermittelt. Die Eingliederung ins Berufsleben erfolgte problemlos, weil eine Mehrheit der tschechischen Flüchtlinge gut ausgebildet und der Arbeitsmarkt während der Hochkonjunktur völlig ausgetrocknet war.[28]

Seit den 1980er-Jahren wandelte sich die Ausländerstruktur Berns markant. Die Wanderungsbewegungen nahmen weltumspannende Dimensionen an. Viele kamen als Flüchtlinge aus Krisenherden sowie wirtschaftlich unterprivilegierten Regionen der ganzen Welt. Stammten um 1900 über 95 Prozent der Ausländerinnen und Ausländer aus den Nachbarstaaten, waren es 1990 nur noch 45 Prozent. Die Verwaltung sah sich angesichts der steigenden Zahl von Asylgesuchen vor grosse Probleme gestellt. In der Presse war die Rede von der «Asylpolitik vor dem Kollaps».[29] Mit den wachsenden Integrationsproblemen beschäftigt sich seit 1982 das städtische Sekretariat für Ausländerfragen. Die gesellschaftliche Eingliederung von Flüchtlingen aus Südosteuropa, Mittel- und Südamerika sowie aus dem afrikanischen beziehungsweise asiatischen Raum war nicht einfach, da die kulturellen Unterschiede zwischen Einheimischen und Fremden teilweise sehr gross waren. Verschiedene Gruppen wie die Tamilen oder die Thailänderinnen sind in der Zwischenzeit als Arbeitskräfte geschätzt und als Teil der Gesellschaft akzeptiert. Doch die Zunahme der ausländischen Wohnbevölkerung löst auch immer wieder fremdenfeindliche Reaktionen in der Bevölkerung aus.[30]

In der Flüchtlingshilfe spielten stets Einzelpersonen eine zentrale Rolle. Zum Ärger der Konservativen stand Ende der 1840er-Jahre das Haus des seit 1835 in Bern lebenden Professors Philipp Friedrich Wilhelm Vogt (1786-1861) für Revolutionsflüchtlinge aus Deutschland offen. Im September 1870 holte Stadtpräsident Otto von Büren (1822-1888) 109 Kinder, Frauen und Greise aus dem belagerten Strassburg nach Bern. Zu Berühmtheit gelangte im Zweiten Weltkrieg Gertrud Kurz (1890-1972). Sie baute ein Hilfswerk auf, das sich seit 1938 der Betreuung von Flüchtlingen aus Deutschland und den besetzten Gebieten annahm. Nach der totalen Grenzschliessung im Sommer 1942 bewirkte sie mit einer Intervention bei Bundesrat Eduard von Steiger (1881-1962) die vorübergehende Lockerung der Rückweisungspraxis. Bereits zu Lebzeiten wurde Kurz zur Symbolfigur der humanitären Tradition der

26 VB, 1869-1871, 254-292; BTB, 1872, 266-279. ° **27** Stüssi 1988, 169f.; Gautschi 1975, 98-103; Vuilleumier 1989, 65f. Zu Lenin siehe S. 134. • **28** Soom/Truffer 2000, 64f„ 77f.; VB, 1956, 57. • **29** JiWB, 1984, 34. **30** JiWB, 1984, 34f.; Soom/Truffer 2000, 361, 93-98; VB, 1982, 95f.; 1984, 402f.; Vuilleumier 1989, 119-123; Der Bund, 21.2.2002, 22; 21.12.2002, 13.

Handwerkern, Kleinhändlern, Wirten und Fuhrhaltern, aber auch Beamte der öffentlichen Verwaltung, der Bahnbetriebe und der Post, Professoren, Lehrer, Pfarrer sowie Freiberufler wie Juristen, Ärzte, Ingenieure, Künstler und Journalisten. Der Unterschicht ordnete er Dienstbotinnen, Arbeiter, kaufmännisches und technisches Hilfspersonal, Tagelöhner, Handlanger und niedere Staats- und Gemeindeangestellte zu. Gemäss dieser Untersuchung gehörten 1896 knapp 20 Prozent der Stadtberner Bevölkerung zur Oberschicht, die Mittelschicht machte rund 30 Prozent und die Unterschicht gut 50 Prozent der Einwohnerschaft aus. Diese Werte sind in etwa für das ganze 19. Jahrhundert gültig, schon die Volkszählung von 1764 zeigte eine ähnliche Verteilung.[33]

Bürgerliche Oberschicht

Die Oberschicht des 19. Jahrhunderts, das Bürgertum, setzte sich aus verschiedenen sozialen Gruppen zusammen. Zum Teil unterschieden sich diese stark hinsichtlich Herkunft, politischer Einstellung, Mentalität und materieller Ressourcen. Sie wiesen jedoch auch Gemeinsamkeiten auf, die das Bürgertum als eine zusammengehörende soziale Einheit kennzeichneten. Zentral waren Besitz und Bildung: Bürgerliche Haushalte waren finanziell gut gestellt und verfügten über ein Vermögen, das ererbt oder selbst erarbeitet war. Standesbewusste Bürgerinnen und Bürger waren ausserdem im klassischen Wissenskanon bewandert und ermöglichten ihren Kindern eine vorzügliche, wenn auch stark geschlechterspezifisch ausgerichtete Erziehung. Werte wie Pflichterfüllung, Leistungsbereitschaft und Selbstverantwortung waren tief im bürgerlichen Bewusstsein verankert. Auch Familie und Verwandtschaft genossen hohe Wertschätzung.

Bildung und Beziehungsnetz waren wichtig für das gesellschaftliche Fortkommen: Je mehr jemand an Herkommen, Verbindungen, Verwandtschaft, Vermögen, Kultur, Selbstsicherheit und Umgangsformen mit auf den Weg bekommen hatte, desto besser waren die individuellen Startchancen und Erfolgsaussichten in Wirtschaft und Gesellschaft. Von andern sozialen Schichten hob sich das Bürgertum durch seinen Lebensstil ab, der sich in Äusserlichkeiten wie Kleidung, Essensritualen oder Freizeitgestaltung ausdrückte. Ebenfalls der Abgrenzung diente die Rolle der bürgerlichen Frauen und Töchter: Diese waren nicht erwerbstätig, sondern mit der Leitung des Haushaltes, feinen Handarbeiten sowie der Pflege von Beziehungen und Kultur beschäftigt.[34]

Die Berner Oberschicht des 19. Jahrhunderts lässt sich stark vereinfacht in zwei Gruppen mit unterschiedlichem soziokulturellem Hintergrund teilen: die Burger und die Bürger. Die Burgerschaft .bildete die traditionelle Oberschicht, die bis 1919 allein das Bürgerrecht der Stadt Bern besass.[35] Der Einzug der napoleonischen Truppen am 5. März 1798 und der Zusammenbruch des Ancien Regime bedeutete für viele Burger eine Demütigung und Deklassierung. Sie behandelten deshalb die Helvetische Regierung mit grösster Verachtung. Noch um 1900 galt der 5. März in altbernischen Familien als Trauertag. Es war verpönt, «diesen Tag durch Lustbarkeiten zu entweihen».[36] Die zweite Gruppe der Oberschicht jedoch, die von den burgerlichen Privilegien ausgeschlossenen bürgerlichen Aufsteiger, stärkte mit der Durchsetzung des liberalen Staates die eigene gesellschaftliche Position. Ausserdem definierte sie sich stärker über Leistung und Besitz als über das blosse Herkommen. Die unterschiedliche soziale, kulturelle und wirtschaftliche Herkunft bewirkte einen Graben zwischen den beiden Gruppen, der im Lauf des 19. Jahrhunderts allmählich überbrückt wurde.

33 Schäfer 1989; Landolt 1899, XLIX, 266; Walter 1966, 238-244; Tanner 1995, 56, 71-83; Tögel 2002, 67-71. • **34** Allgemein zum Bürgertum: Tanner 1995, 4-12, 683-704; Tanner 2003; Gruner 1995; Nyffeler 1993. • **35** Wullschleger 1980, 29. • **36** Rodt 1898, 74.

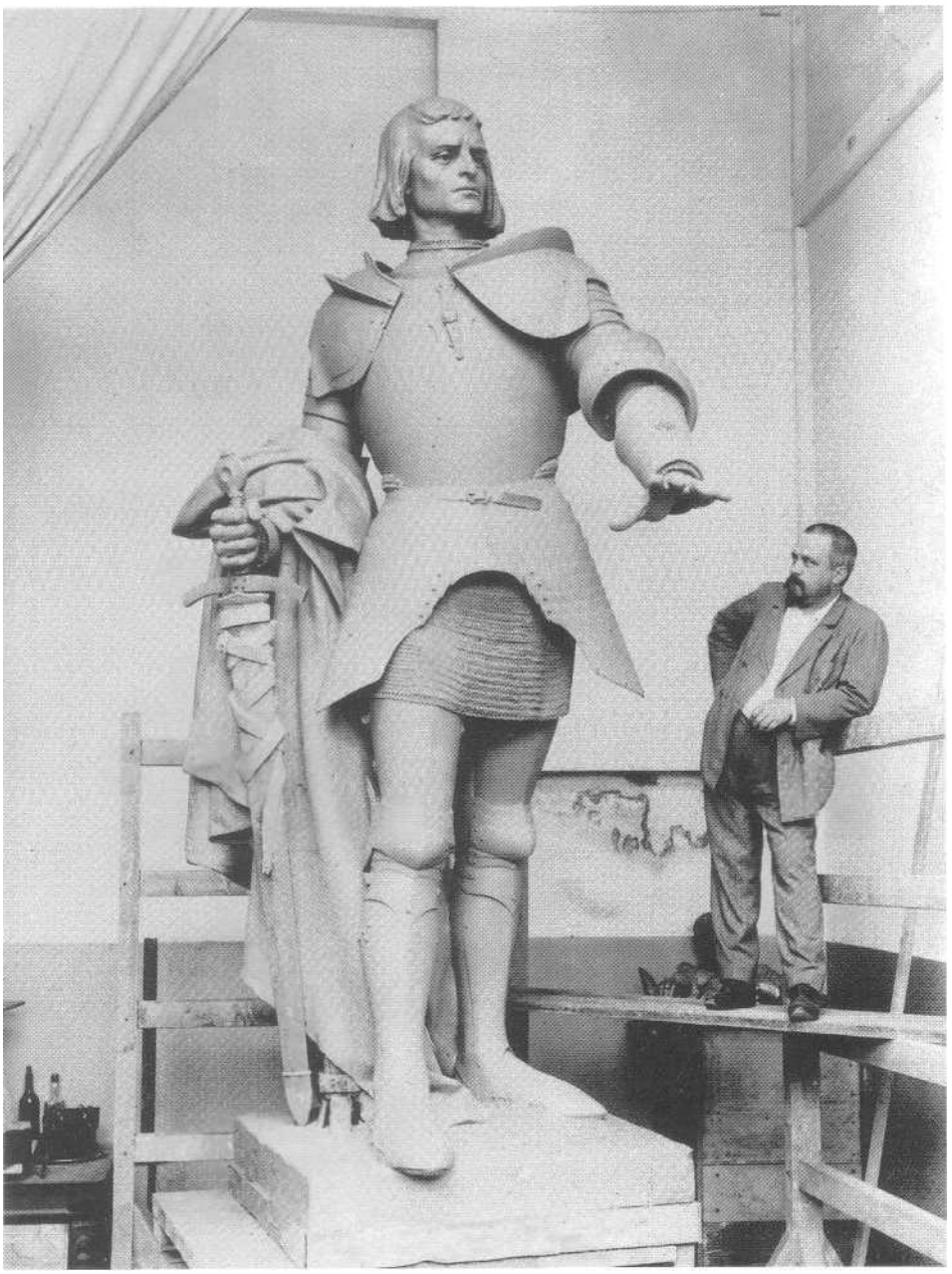


Abb. 185
Der Künstler Max Leu (1862-1929) neben dem Bubenberg-Denkmal in seinem Atelier. Am 18. Juli 1897 enthüllten die Behörden das Denkmal auf dem Bubenbergplatz vor einer riesigen Menschenmenge. Ein Komitee patriotischer Männer gab den Anstoss zur Errichtung dieses Denkmals. Die Idee fand breite Zustimmung, heftige Diskussionen entbrannten nur darum, ob Bubenberg hoch zu Ross oder zu Fuss dargestellt werden sollte. 1930 wurde Bubenberg wegen des zunehmenden Verkehrs an den Hirschengraben verschoben.

Die Burger - eine traditionsbewusste städtische Elite

Die Burger besitzen innerhalb des Berner Bürgertums bis heute eine privilegierte Position. Alle Burgerinnen und Burger bilden gemeinsam die Burgergemeinde, die in 13 Zünfte und Gesellschaften unterteilt ist. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts gehörten rund 20 Prozent der Stadtbevölkerung zur Burgerschaft. Die stetige Zuwanderung senkte diesen Anteil kontinuierlich auf knapp 12 Prozent um 1850 und 6 Prozent im Jahr 1900. Doch Berns bessere Gesellschaft blieb grösstenteils bürgerlich: Um 1900 gehörten vier Fünftel der 86 Familien, die mehr als eine halbe Million Franken Vermögen versteuerten, der Burgerschaft an. Im Jahr 2000 zählte die Burgergemeinde gut 17 000 Mitglieder, von denen rund ein Drittel in der Region Bern wohnten.[37]

Die Elite innerhalb der Burgerschaft bildete das Patriziat, das aus den Mitgliedern der rund 75 Familien bestand, die im Ancien Regime den Stadtstaat regierten. Dazu gehörten

37 Tanner 1995, 129-133, 579f.; Burgergemeinde Bern 1993, 14; Burgergemeinde Bern: Verwaltungsbericht 2001, 17.

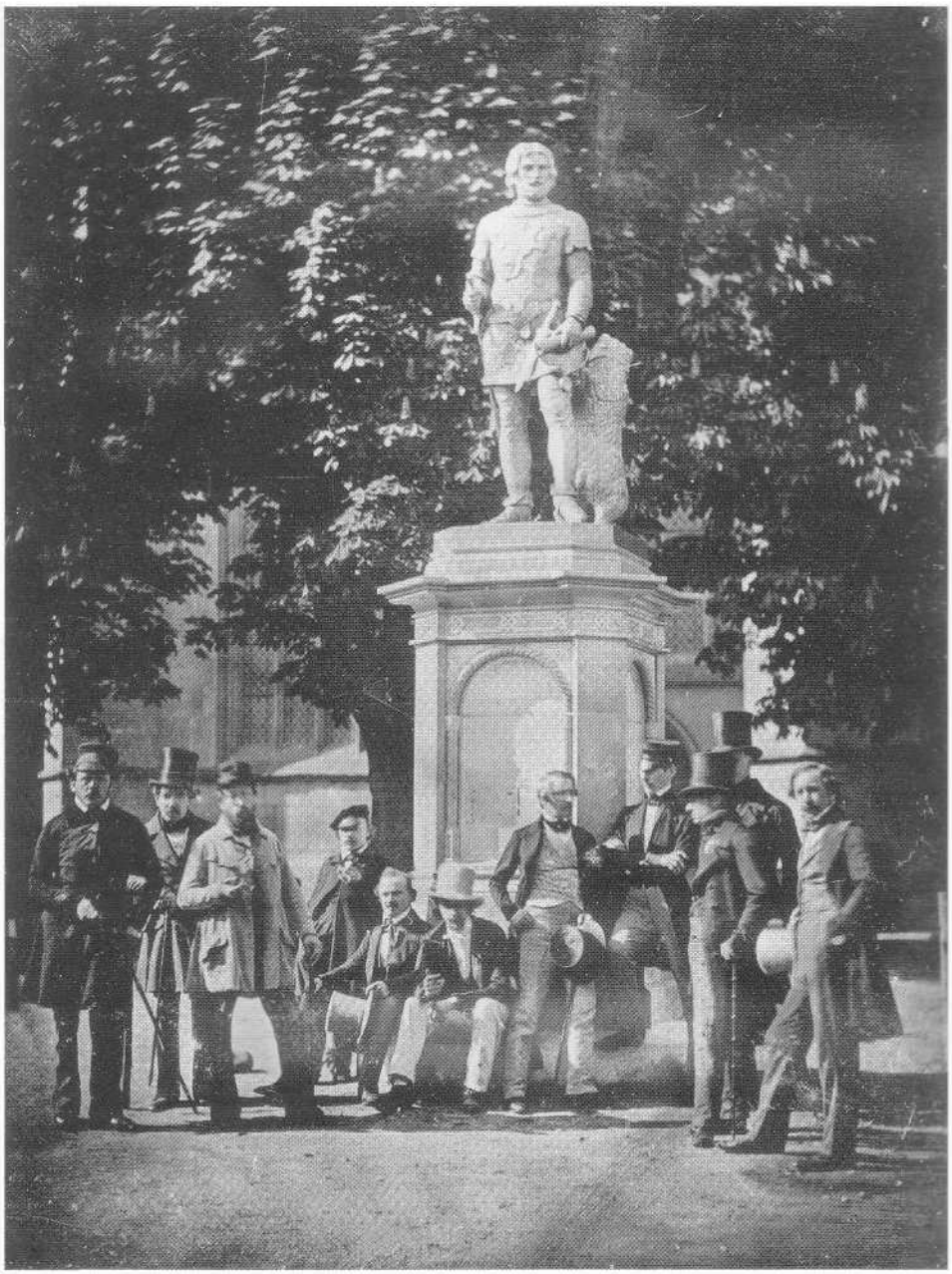


Abb. 186
Mitglieder der Künstlergesellschaft 1847 vor dem Zähringerdenkmal auf der Münsterplattform. Dieser bürgerliche Verein von Kunstfreunden gab gemeinsam mit der Burger- und der Einwohne/-gemeinde das Denkmal für den Stadtgründer Berchtold V. von Zähringen in Auftrag und stellte es auf der Münsterplattform auf. Seit 1968 befindet sich die Statue im Nydegghöfli.

nicht nur jene Geschlechter, die ihrem Namen das Adelsprädikat «von» voranstellten, sondern auch Familien wie Müller, Stettier, Wyss oder Wyttenbach. Die meisten nicht patrizischen burgerlichen Familien gehörten von ihrer sozialen und wirtschaftlichen Lage her der Ober- oder Mittelschicht an; die Unterschicht war im Bürgertum schwach vertreten: In der Schmiedenzunft beispielsweise machte die Arbeiterschaft sowohl im 19. als auch im 20. Jahrhundert weniger als ein Prozent der Mitglieder aus.[38] Burgerliche Arme konnten sich auf ein vergleichsweise spendables Fürsorgewesen verlassen. Gab die Einwohnergemeinde für ihre Armengenössigen 1887 pro Kopf und Jahr 80 Franken aus, flossen aus den burgerlichen Armenkassen 584 Franken. Zwischen den Zünften und Gesellschaften als Unterabteilungen der Burgergemeinde bestanden abermals Unterschiede: In der einstigen Adelszunft Distelzwang waren die «Almosner» - diesen Titel tragen burgerliche Fürsorgebeamten noch heute - dreimal grasszügiger als in anderen Zünften.[39]

38 Schläppi 2001, 125-129, 155-157; Arn 1999, 113. • **39** Hölder 1804, Zugabe, 5; Rieder 1998, 165-170; Schläppi 2001, 409-433; Schwab/Demme 1889, 159-161, 184-187.

Abb. 187
Alte Frauen hören 1934 Radio im Burgerspital. Sie verbrachten ihren Lebensabend in einem standesgemässen Interieur mit antiken Möbeln, Teppichen und Gemälden. Altersarmut war für die burgerliche Oberschicht nie ein Problem, die Angehörigen der Burgergemeinde konnten sich schon im Ancien Regime auf eine gut ausgestattete Altersvorsorge verlassen. Das erste nichtburgerliche «Greisenasyl» entstand erst 1872 auf private Initiative.

Trotz der Ablösung der ständischen Ordnung 1798-1803 und ab 1830/31 durch eine demokratische Verfassung übten Burgerschaft und Patriziat bis weit ins 19. Jahrhundert grossen Einfluss in der lokalen Politik und Gesellschaft aus. Als öffentlich-rechtliche Körperschaft behielt die Burgerschaft zahlreiche Privilegien und einen grossen Boden- und Liegenschaftsbesitz. Damit beeinflusste sie massgeblich die Stadtentwicklung.[40] Ans Burgerrecht blieben grosse materielle Vorteile gebunden. Bis 1846 leistete die Burgerschaft keine direkten Abgaben. Aus dem burgerlichen Korporationsgut wurde der so genannte Burgernutzen in Form von Holzspenden und finanziellen Zuwendungen ausgeteilt, ohne dabei die jeweilige materielle Lage der Empfängerinnen und Empfänger zu berücksichtigen.[41]

Die Burgerschaft schloss sich lange gegenüber andern sozialen Gruppen ab. Die Burger nahmen lange Zeit sehr selektiv nur reiche und mächtige Zugezogene in ihre Reihen auf. Ausserdem führen sie bis heute exklusive Anlässe durch, die nur für Burger zugänglich sind. Besonders elitär waren und sind die Grande Societe und die Bogenschützengesellschaft. Vor deren Pforten machten geschäftlicher Erfolg und Karriere die fehlende Herkunft nicht wett. Bis heute pflegt das burgerliche Bern an exklusiven Gesellschaftsanlässen sein Netzwerk, beispielsweise am «Osterbott», an Kunstvernissagen, politischen Versammlungen, Vorträgen sowie Zunftfesten, -ballen und -ausflügen. Spezielle Zunftanlässe richteten sich an die burgerliche Jugend: An den seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts durchgeführten Kinderfesten beschenkten die burgerlichen Korporationen jeweils ihre jugendlichen Angehörigen. Hier wurden Gemeinschaft und das Gefühl, einer einzigen, grossen Familie anzugehören, konkret erfahrbar.[42]

40 Siehe S. 111-115. °**41** Tanner 1995, 523, 575-579. • **42** Holder 1804, Zugabe, 5f., 81; Rodt 1898, 32-34; Tanner 1995, 121, 438-442, 4681; Schläppi 2001, 217f, 274-276; Burgergemeinde Bern 1993, 116-118.

Abb. 188
Glasbrunnen im Bremgartenwald 1911. Die vier herausgeputzten Kinder wanderten vermutlich auf dem Sonntagsspaziergang hierher. Einige weniger gut gekleidete Kinder schauten ihnen beim Spielen zu. Zum Glasbrunnen, aus dem Quellwasser fliesst, gibt es zahlreiche Sagen, die ihn als magischen Ort bezeichnen.

Bei Eheschliessungen orientierte man sich in patrizischen Kreisen bis ins 20. Jahrhundert an ständischen Kriterien. Solche Verbindungen - gewöhnlich von den Eltern arrangiert - machten deutlich, wo man stand und mit wem man etwas zu tun haben wollte. Standesordnung kam dabei vor Glanz und Liebe. Elisabeth de Meuron (1882-1980), die wegen ihres überholten patrizisch-elitären Auftretens zum Stadtoriginal wurde, berichtete, dass in ihrer Jugend die Mädchen nicht gefragt wurden, welchen Mann sie heiraten möchten. Erst in der zunehmend individualisierten Gesellschaft des ausgehenden 20. Jahrhunderts kamen Familienallianzen nach altem Muster aus der Mode.[43] Aus de Meurons Schilderung ihrer eigenen Verheiratung spricht die grosse Bedeutung des Lokalchauvinismus und der materiellen Güter im altbernischen Denken. Gefallen hätte ihr eigentlich ein Zürcher. Doch die Liaison kam nicht in Frage: Die Eltern akzeptierten nicht, dass das Familienvermögen nach Zürich gekommen wäre. Geerbtes Vermögen galt als Familienbesitz, repräsentierte die lange Geschichte der Dynastie und durfte nicht von einer einzigen Generation verzettelt oder verjubelt werden. Vor den «Familienkisten», wie die zur Wahrung des kollektiven Besitztums ganzer Verwandtschaften gegründeten Stiftungen im Ancien Regime hiessen, waren Individuen nur kleine Teilchen in einem endlosen historischen Kontinuum. Bei der Vermögensverwaltung war man nicht auf rasche Erfolge aus, sondern dachte immer an Vorfahren, Gegenwart und Nachkommenschaft zugleich. An oberster Stelle stand der haushälterische Umgang mit Geld. Spekulanten und Hasardeure waren im solide wirtschaftenden Burgermilieu verpönt.[44]

Die Burgerschaft zelebrierte bei zahlreichen Jubiläen ihre Geschichte. Die traditionsbewussten Familien pflegten ihre Vergangenheit auch im Privaten. Die deutsche Studentin Marie Joachimi (1875-1966) geriet um 1900 durch eine Kommilitonin altbernischer Herkunft in Kontakt mit burgerlichen Kreisen. 1952 beschrieb sie in ihren Erinnerungen einen burgerlichen Haushalt: «Die ausgeglichene Kultur einer Jahrhunderte alten Familiengeschichte erfüllte die Räume. Das Esszimmer hatte noch die alte geschnitzte gotische Einrichtung mit Messingbecken, Spülkannen und durchbrochenen Ständern; und oben im Haus, dem Reich des Hausherrn, sahen die Jahrhunderte aus alten Stichen auf die Leute herab. Die Ruhe der Tradition lebte im Wesen der Dinge und Menschen.»[45] Mit Ahnengalerien, Stammbäumen,

43 Langhans-Maync 1971, 25; Tanner 1995, 152-157, 195-202; Schläppi 2001, 272-288. • **44** Tanner 1995, 1501; Schläppi 2001, 110-116, 390-392; Arn 1999, 204. ° **45** Joachimi-Dege 1952, 23.11.1952. Vgl. Rogger 1999, 94f., 237.

Abb. 189
Vaterländischer Volkstag in der Reitschule am 17. Februar 1935. Bürgerliche und Linke nutzten bis zum Bau des Eisenbahnviadukts 1941 die Reitschule für kulturelle und politische Veranstaltungen. Hier lauschten 7000 Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Rede von Bundespräsident Rudolf Minger sowie Darbietungen verschiedener Berner Männerchöre. Die grosse Halle war randvoll, die Menschen standen auch auf dem Vorplatz. Minger und weitere Redner warben für die Wehrvorlage des Bundes, die eine Woche später zur Abstimmung gelangte.

Familientafeln, Wappenscheiben, Zunftabzeichen, Zinnbechern, Silbergeschirr und Fahnen versicherten sich auch andere bürgerliche Familien der eigenen Herkunft. Die historischen Gegenstände machten Abstammung physisch erlebbar und die Vergangenheit zum greifbaren Besitztum.[46]

Neue bürgerliche Eliten

Obwohl die tonangebenden gesellschaftlichen Zirkel und die Politik im 19. Jahrhundert stark von burgerlichen Akteuren geprägt waren, bot die Stadt Entfaltungsräume für zugezogene Oberschichtangehörige. Ein Betätigungsfeld war die Universität. Ab 1834 lehrten zahlreiche liberale Professoren in Bern, die eine neue städtische Elite bildeten. Eine weitere Gruppe der neuen Oberschicht waren die Chefbeamten in der Bundes- und Kantonsverwaltung. Die Basis für ihren gesellschaftlichen Aufstieg bildete eine gute Ausbildung. Ein Musterbeispiel einer solchen Karriere, welche in die bürgerlich-liberale Oberschicht Berns führte, war der Lebensweg des späteren Bundesrates Jakob Stämpfli (1820-1879). Er wuchs in einer einfachen Bauernfamilie im bernischen Seeland auf. Nach einer Lehre beim Amtsgericht Büren und einem Jahr Berufspraxis konnte er ein juristisches Studium absolvieren. An der Universität Bern lernte er den radikalen Staatsrechtsprofessor Wilhelm Snell (1789-1851) kennen und begann sich politisch zu engagieren. 1845 heiratete er dessen Tochter Elise (1826-1885). Ein Jahr später begann seine politische Karriere: 1846-1850 und 1854 war er Regierungsrat, 1848-1854 sass er im Nationalrat, 1863-1878 im Grossen Rat, 1855-1863 war er Bundesrat. 1863 trat er zurück, um die Direktion der neu gegründeten Eidgenössischen Bank zu übernehmen.[47]

46 Schläppi 2001, 82-90, 319-329; Tanner 1995, 276-278; König 1986, 40, 49. • **47** Mesmer 1991; Gruner 1966, 232-234.

Ebenfalls zur neuen Oberschicht in der Bundesstadt gehörten zahlreiche erfolgreiche Industrieunternehmer. Die bekanntesten waren der Mechaniker Gustav Adolf Hasler (1830-1900), der in Aarau aufgewachsen war, Georg Wander (1841-1897), der aus Deutschland nach seinem Chemiestudium an die Universität Bern kam, und der Zuckerbäcker Jean Tobler (1830-1905), der auf der Wanderschaft in Bern geblieben war. Toblers Sohn Theodor (1876-1941) wuchs in der Länggasse auf. Seine Mutter schickte ihn ab 1885 in die Lerberschule, eine bürgerlich dominierte Privatschule. Sie hoffte, dass Theodor hier Kollegen aus alteingesessenen Berner Familien kennen lernen würde, was seiner späteren Karriere nützen sollte. Die Patriziersöhne behandelten ihn jedoch von oben herab, da ihre Eltern den Kontakt mit einem Sohn aus kleingewerblichen Verhältnissen als nicht standesgemäss anschauten. Deshalb blieb Tobler zeitlebens auf Distanz zur Burgerschaft und liess sich im Gegensatz zu Hasler und Wander nicht einburgern.[48]

Ein Spezialfall innerhalb der liberalen Berner Oberschicht war Carl Wilhelm von Graffenried (1834-1909). Obwohl er einem Patriziergeschlecht angehörte, vertrat er bürgerlich liberale Werte. Er war ausserhalb Berns aufgewachsen und stand dem Zürcher Freisinn von Alfred Escher nahe. 1863 schloss er sich einer Initiative an, welche die Abschaffung der Burgergemeinden forderte. Ab 1859 betätigte er sich als Bankier, Industriegründer und Verwaltungsrat verschiedener Berner Unternehmen. Der Unternehmer und Politiker im Stadtrat, Grossen Rat und Nationalrat war in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine der grossen liberalen Gründerfiguren der Stadt Bern.[49] In seiner Freizeit war er ab 1862 Mitglied des «Samstagskränzchens» rund um den Berner Bundesrat Carl Schenk (1823-1895). Dieser informelle Club war typisch für die Art und Weise, wie die Vertreter der neuen Elite miteinander verkehrten. Schenk lud 1862 erstmals einige befreundete Professoren, Unternehmer und Männer aus dem Bildungsbürgertum ein. Sie trafen sich regelmässig am Samstagnachmittag zu Kaffee, Zigarren und einem Glas Wein zu Hause bei einem der Mitglieder. Dort sprachen sie über Politik und Geschäft und pflegten ihre Männerfreundschaft.[50] Andere Männer trafen sich regelmässig am Stammtisch eines gepflegten Restaurants in der Innenstadt. Deshalb existierten im bürgerlichen Oberschichtquartier Kirchenfeld bis Anfang des 20. Jahrhunderts nur wenig Gaststätten, da sich die Bewohnerschaft im privaten Salon, in Restaurants der Altstadt oder in Zunftstuben mit Freunden und Bekannten traf. Quartierkneipen sind hingegen eine typische Erscheinung kleinbürgerlicher oder Arbeiterquartiere. 1920 gab es in der Länggasse im Verhältnis zur Quartierbevölkerung doppelt so viele Wirtschaften und Cafes wie im Stadtteil Kirchenfeld/Schosshalde.[51]

Die Geselligkeitsformen der bürgerlichen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts bestanden im 20. Jahrhundert weiter. Nach dem Zweiten Weltkrieg vervielfachte sich zudem das Angebot an Freizeitbeschäftigungen und Treffpunkten. Die Individualisierung der Gesellschaft bewirkte ausserdem, dass in Sport und Kultur die Standesschranken eine geringere Rolle spielten als im 19. Jahrhundert. Diese beiden Bereiche boten sich zudem reichen Aufsteigern an, um als Mäzene oder Sponsoren ins Blickfeld einer breiten Öffentlichkeit zu gelangen. So engagierte sich der erfolgreiche Wirtschaftsanwalt und Unternehmer Georg Krneta (geboren 1932) Ende des 20. Jahrhunderts beim Eishockeyclub SC Bern. Der durch die Entwicklung von künstlichen Hüftgelenken zum Millionär gewordene Medizinprofessor Maurice E. Müller (geboren 1918) verhalf Bern mit einer Stiftung zum Bau des Paul Klee-Zentrums.[52]

48 Leimgruber et al. (Hg.) 2001, 81-85. Siehe S. 68f., 72-74. • **49** Lüthi 2002, 52; Tanner 1995, 145. **50** Tanner 1995, 436. • 51 Fritzsche 1986a, 63; Tanner 1995, 427. Auswertung der Rubrik «Wirtschaften und Cafe-Restaurants» in: Adressbuch der Stadt Bern, 1920, 586-590. • **52** Zu Krneta; Ziegler 2002; Der Bund, 1.5.1999, 37; 16.3.2000, 37. Zu Müller: Der Bund, 16.6.1997, 11; 24.3.1998, 10; 14.7.1998, 2; 9.4.2003, 15.

Abb. 190
Werbekarte für das Hotel Schweizerhof, 1920er-Jahre. Auf die Landesausstellung 1914 hin eröffnete das Grandhotel die Türen seines Neubaus gegenüber dem Hauptbahnhof. Es richtete sich an vermögende Touristen, und sein Restaurant empfing die gut betuchte einheimische Gesellschaft.

Beziehungen zwischen traditioneller und neuer Oberschicht

Bis ins letzte Viertel des 19. Jahrhunderts bestimmten die Grabenkämpfe zwischen konservativer Burgerschaft und liberalem Bürgertum die politische Kultur in Bern. Die Konservativen behielten ihre politische Vormachtstellung bis in die 1880er-Jahre. Entscheidend für die allmähliche Entkrampfung zwischen den Blöcken war, dass sich die Burgergemeinde seit ihrer Reorganisation von 1888 nach aussen öffnete und ihre Mittel nun auch für soziale und kulturelle Zwecke einsetzte, die der gesamten Bevölkerung zugute kamen. Zuvor hatte die Burgerschaft eine bedrohliche Periode interner Zerstrittenheit und aggressiver Anfechtung von radikaler Seite durchlitten. Der so genannte Burgersturm Mitte der 1880er-Jahre gipfelte 1885 in der Abstimmung über die kantonale Verfassungsrevision, welche die Abschaffung aller Burgergemeinden vorsah. Die Stimmbürger der Stadt nahmen diese Vorlage an, nur eine überwältigende Ablehnung durch die Landschaft rettete das Burgerwesen.[53] Im ausgehenden 19. Jahrhundert bewirkte zudem die Konfrontation mit der Arbeiterbewegung eine Annäherung der verschiedenen sozialen Gruppen innerhalb der Oberschicht: Das bürgerliche Klassenbewusstsein entwickelte sich aus geteilter Angst vor dem gemeinsamen politischen Gegner.[54]

Auch das blühende Vereinsleben förderte den Zusammenhalt unter den verschiedenen bürgerlichen Gruppen. Im geselligen Rahmen begegneten sich die Besitzenden und Gebildeten und öffneten sich den Zugang in neue gesellschaftliche Milieus. Über ihre Mitgliedschaft in ausgewählten Organisationen kommunizierten Bürgerliche ihre Vorstellungen von Stil und Geschmack unter Ihresgleichen, aber auch an Aussenstehende. Eine wichtige Rolle bei der Annäherung zwischen den bürgerlichen Gruppen im Lauf des 19. Jahrhunderts spielte die Musik. In Chören, an Konzerten und Musikfesten trafen sich Patrizier, Burger, Ein-

53 Tanner 1995, 543, 6851, 692f.; Junker 1996, 50-52; Burgergemeinde Bern 1993,99-105. Siehe S. 119-121. • **54** Tanner 1995, 617-622, 694-704; Gruner 1987/88, Bd. 3, 517-528.

wohner und deren Frauen in ungezwungenem Rahmen. Die Liedertafel, ein 1845 gegründeter bürgerlicher Männerchor, vereinte 1908 fast 900 Mitglieder. Ihre Konzerte und Aktivitäten zählten zu den Höhepunkten des gesellschaftlichen Lebens der Stadt. Sie dienten auch dazu, Menschen zusammenzubringen und Kontaktnetze zu knüpfen.[55]

Wer als reicher Aufsteiger seine Position absichern wollte, strebte im 19. Jahrhundert nach dem Erwerb des Burgerrechts. Dahinter standen handfeste Interessen, weil die Einwohner gegenüber den Burgern rechtlich benachteiligt waren. Die Einbürgerung beglaubigte symbolisch die Karriere eines Neulings in der bernischen Gesellschaft und liess ihn an der bernischen Tradition teilhaben. Der Einkauf ins Burgerrecht erschloss zudem neue Kunden- und Geschäftskreise. Deshalb waren hauptsächlich Juristen, Finanzleute, Baumeister und Architekten am Burgerrecht interessiert. Als ausgewiesene Fachleute in neuen Berufsfeldern waren sie den burgerlichen Korporationen meist willkommene Kandidaten. Bis in die jüngste Zeit integrierten die burgerlichen Institutionen mit einer selektiven Aufnahmepolitik Persönlichkeiten aus Wirtschaft und Politik und behaupteten so den Status einer lokalen Elite.[56]

Im 20. Jahrhundert war die Trennlinie zwischen traditionsbewusster Burger- und bürgerlicher Einwohnerschaft für Aussenstehende kaum mehr sichtbar. Trotzdem spielten Unterschiede bezüglich Herkommen, Mentalität und politischen Grundsätzen in der städtischen Gesellschaft nach wie vor eine Rolle. Mehr noch als materielle Vorteile trennten kulturelle Eigenheiten das burgerliche Bern von der Einwohnerschaft ab.

Im Privatleben bewegen sich bis heute die verschiedenen gesellschaftlichen Schichten weitgehend in getrennten Milieus. Das Leben im öffentlichen Raum ist hingegen von einer demokratischer gewordenen Gesellschaft geprägt. Auf der Münsterplattform beispielsweise

Abb. 191
Gartenrestaurant Chuzengut auf dem Gurten um 1890. Bereits Ende des 18. Jahrhunderts flanierte das Berner Bürgertum auf den stadtnahen Promenaden. Im 19. Jahrhundert weitete sich der Kreis der Ausflugsziele aus, beispielsweise auf den Gurten. Hier eröffnete der Bauernhof Chuzengut 1866 ein Restaurant. Der Bau der Standseilbahn erschloss 1899 diesen nahen Aussichtspunktfür den Sonntagsspaziergang. Das Gelände auf dem Gurtenhügel gehört seit 1925 der Einwohnergemeinde Bern.

Abb. 192
Kindlifresserbrunnen 1906, im Hintergrund die Kornhausbrücke. Brunnen waren immer auch Treffpunkte: Das Pferd löscht den Durst, ein Wirt oder Weinhändler reinigt seine Flaschen und schwatzt dabei mit Knaben und Passanten. Bis Anfang des 20. Jahrhunderts war das Kleingewerbe auf den Strassen und Plätzen der Altstadt sehr präsent.

spielte sich Anfang des 19. Jahrhunderts an Sommerabenden das «Rendez-vous du beau monde» ab.[57] Die jungen Schönheiten aus dem Bürgertum trafen sich dort und gaben der Parkanlage den Anstrich einer grossstädtischen Promenade. Gemäss Eduard von Rodt (1849-1926) waren um 1860 auf der Plattform zwei von drei Baumreihen «für das feinere Publikum reserviert».[58] Solche Diskriminierungen für die Mehrheit der Bevölkerung waren im 20. Jahrhundert nicht mehr denkbar. Die Plattform, aber auch die Restaurants am Bärenplatz und am Kornhausplatz sind an schönen Sommerabenden ohne Standesschranken zugänglich.

Mittelschicht: Verbindungsglied zwischen Bürgertum und Arbeiterschaft

Die Mittelschicht war bis Mitte des 20. Jahrhunderts ökonomisch keineswegs einheitlich zusammengesetzt. Sie umfasste sowohl vermögende Handwerksmeister und Händler mit mehreren Angestellten als auch Einmann- oder Einfraubetriebe sowie niedrige Beamte, die sich bezüglich Einkommen und wirtschaftlicher Lage nicht stark von der Arbeiterschaft unterschieden. Gemeinsam war ihnen die Orientierung an bürgerlichen Werten.[59]

Ende des 19. Jahrhunderts veränderte sich das Spektrum der Berufe innerhalb der Mittelschicht. Die Zahl der Arbeitsplätze im Dienstleistungssektor nahm mit der Industrialisie-

55 Adrian 1908; Martignoni 1995; Tanner 1995, 379, 385f., 4241, 438-445. ° **56** Tanner 1995, 1211, 280, 5721; Schläppi 2001, 164-238; Rieder 2001; Arn 1999, 209-211. • **57** Walthard 1827, 131. • **58** Rodt 1898, 86. • **59** Haupt/Crossick 1998, 17-20; Tanner 2001.

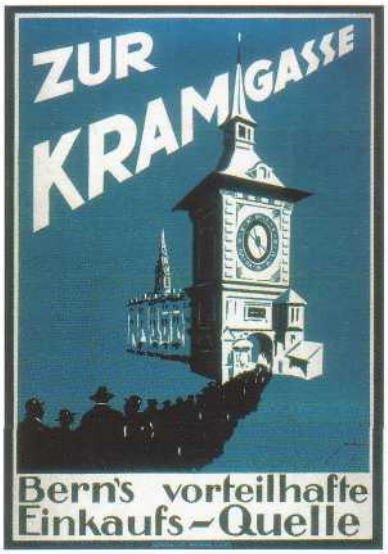


Abb. 193
Werbeplakat für die Kramgasse als Einkaufsmeile 1925. Seit dem Bau des Bahnhofs verschob sich Berns Geschäftszentrum in die obere Altstadt. Darunter litt das Gewerbe unterhalb des Zeitglockenturms. Mit Werbeaktionen versuchten die Ladeninhaber, sich der bernischen Bevölkerung in Erinnerung zu rufen.

rung und verstärkter Arbeitsteilung rasant zu. Sowohl in der Privatwirtschaft als auch im öffentlichen Sektor entstanden neue Berufe für kaufmännische und technische Angestellte, die sich in den Städten konzentrierten. So arbeiteten in der Zwischenkriegszeit rund 45 Prozent der Schweizer Büroangestellten und des Verkaufspersonals, jedoch nur rund 20 Prozent der Schweizer Arbeiterschaft in den sechs grössten Städten.[60] In Bern nahm die Zahl der Angestellten von knapp 10 Prozent aller Erwerbstätigen 1856 auf rund 35 Prozent im Jahr 1941 zu. Zwischen 1914 und 1945 baute vor allem der Bund seine Verwaltung aus, die sich mehrheitlich in der Bundesstadt befand. In der Hochkonjunktur nach dem Zweiten Weltkrieg expandierten das Bildungs- und das Gesundheitswesen sowie weitere Dienstleistungsbranchen. Damit vervielfachte sich die Zahl der gut ausgebildeten Menschen, die in diesen Wirtschaftszweigen Beschäftigung fanden. Gleichzeitig nahm der Anteil der Mittelschicht an der Gesamtbevölkerung zu. Ende des 20. Jahrhunderts zählte die Mehrheit der Bevölkerung zur Mittelschicht.[61]

Vereine und Quartierorganisationen

Zwischen 1850 und 1910 entstanden in Bern mehr als 600 Vereine, über die Häifte davon 1890-1910. Neben der Familie, der Berufswelt und der Nachbarschaft stellten die Vereine wichtige Grundeinheiten des städtischen Alltags und der bürgerlichen Gesellschaft dar.[62] Angehörige aller gesellschaftlichen Schichten, vor allem aber der Mittelschicht, engagierten sich in zahlreichen Vereinen. Dazu gehören nicht nur Sport- und Musikvereine, sondern auch berufliche Organisationen. Eine der wichtigsten Vereinigungen von Berufsleuten aus der Mittelschicht war der Kaufmännische Verein Bern, den 50 junge Kaufleute 1861 gründeten. Er organisierte gesellige Anlässe und Weiterbildungsprogramme, woraus sich bis um 1900 ein eigentlicher Schulbetrieb entwickelte. Der Verein etablierte sich bald als schlagkräftiger Berufsverband, dem nach 100-jährigem Bestehen über 3000 Mitglieder angehörten. Weil der Kaufmännische Verein sich bis 1919 weigerte, Frauen als Mitglieder aufzunehmen, gründete die Buchhändlerin Rosa Neuenschwander 1913 gemeinsam mit Kolleginnen die Vereinigung weiblicher Geschäftsangestellter (VWG). Innert Kürze schlössen sich rund 400 Verkäuferinnen und Büroangestellte der Stadt Bern diesem Berufsverband an. Die VWG engagierte sich für die Berufsausbildung und bot ihren Frauen verschiedene Dienstleistungen an. 1923 übernahm sie das Frauenrestaurant «Daheim».[63]

Auch hinter den zahlreichen, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gegründeten Quartier- und Gassenleisten stand der bürgerliche Mittelstand. Die Leiste vertraten politische und städtebauliche Anliegen des Quartiers sowie die Interessen des Kleingewerbes. Zudem übernahmen sie soziale Aufgaben, wie die Unterstützung armer Schulkinder, und dienten der Geselligkeit. 1919 wiesen die 27 Stadtberner Leiste rund 3400 Mitglieder auf, die sich jedoch längst nicht alle aktiv am Vereinsleben beteiligten. Im Jahr 2002 vereinigten die rund zwei Dutzend Leiste auf Stadtgebiet ungefähr 6000 Mitglieder.[64]

Vereinsgründungen sind nicht bloss eine Erscheinung des 19. Jahrhunderts. Auch in den Quartieren, die nach dem Zweiten Weltkrieg entstanden, schuf die Bevölkerung eigene

60 Walter 1994, 116f.; König/Siegrist/Vetterli 1985,25-33. ° **61** StAB, BB XIlla 225, Volkszählung 1856, Berufe, ausgewertet nach Pfister/Schüle (Hg.): Bernhist 1.03.01; Beiträge zur Statistik der Stadt Bern, 32 (1949), 66; Betriebszählung 2001; Gächter 1994, 57; Lewy 1997, 132-134. Vgl. S. 103f. ° **62** Fontana 1997, 25f.; Jost 1992a. • **63** Schweizer 1961; Lüthi 1991, 28-32, 115-119; Biland 1988, 138. • **64** Fontana 1997, 34-39, 45-53, 99-108, 112-115; Verband der Quartier- und Gassenleiste der Stadt Bern und Umgebung: Info 2002/03, www.bern-altstadt.ch/vqgl. * **65** Bäschlin 1998, 209-212. • **66** Seit 1999: Vereinigung für Beratung, Integrationshilfe und Gemeinwesenarbeit Bern, www.vbgbern.ch. • **67** Aebi etal. 1984, 14-19, 80f.; Werlen et al. 1992, 24-55, 237f.; Berner Heimatschutz/Länggass-Leist (Hg.) 1990, 95f. www.villastucki.org; www.villastucki.ch. Zur Alternativkultur siehe S. 199-203.

Vereine. So bildeten die gut 5000 Bewohnerinnen und Bewohner des Tscharnerguts innert weniger Jahre Sportklubs, Musikvereine und kulturelle Organisationen. Deren Mittelpunkt ist das seit 1961 bestehende Quartierzentrum.[65] Um 1980 entstanden auf Initiative neuer sozialer Bewegungen auch in den alteren Stadtteilen Quartiertreffpunkte. 1977 gründeten junge Leute nach dem Abbruch von Häusern im Breitenrain das Überparteiliche Komitee zur Erhaltung des Wohnquartiers Bern-Nord. Sie wollten am Breitenrainplatz ein Begegnungszentrum einrichten. Die Stadtbehörden unterstützten dieses Anliegen und vermittelten einen Raum. Im Herbst 1980 öffnete der «Breitsch-Träff» seine Tore und entwickelte sich schnell zu einem festen Bestandteil des Quartierlebens. Bewohnerinnen und Bewohner der Länggasse riefen 1979 im Rahmen eines Pilotprojekts des Stadtplanungsamtes ebenfalls ein Quartierzentrum ins Leben. Die 1981 entstandene Villa Stucki an der Seftigenstrasse ist ein weiteres Beispiel eines Quartiertreffs, der Räume für Feste und weitere Veranstaltungen zur Verfügung stellt und ein eigenes Kulturprogramm anbietet. Die Stadt subventionierte den Betrieb dieser und 17 weiterer Zentren über die Vereinigung Berner Gemeinschaftszentren (VBG).[66] Im Umfeld dieser Institutionen produzierten engagierte Quartierbewohnerinnen und -bewohner eigene Zeitschriften. Ab 1963 erschien im Tscharnergut der «Wulchechratzer», seit 1980 das «Länggass-Blatt» und seit 1981 gibt die Villa Stucki eine Quartierzeitung mit wechselndem Titel heraus. Die Altstadtleiste veröffentlichen seit 1984 die «Brunne Zytig» und die Quartiervertretung des südöstlich gelegenen Stadtteils 4 seit 1995 die Zeitschrift «Quavier».[67]

Unterschichten: von der Armut bedroht

Im 19. und 20. Jahrhundert bestanden in der Stadt Bern grosse Unterschiede bezüglich Einkommen und Vermögen. 1910 versteuerten 50 Prozent der Steuerpflichtigen weniger als 500 Franken Einkommen pro Jahr und nur ein Prozent versteuerte mehr als 10 000 Franken.

Abb. 194
Überschwemmung der Gerberngasse 1910. Der hohe Wasserstand der Aare machte das tief gelegene Unterschichtquartier Matte zum Notstandsgebiet. Das Ereignis zog Schaulustige aus den höher gelegenen Quartieren an.

Abb. 195
Säuglingssterblichkeit 1870-2000. In den 1870er-Jahren starb fast jedes fünfte Kind im ersten Lebensjahr. Danach setzte jedoch ein rascher und anhaltender Rückgang der Säuglingssterblichkeit ein, der vor allem auf eine hygienischere Ernährung und im 20. Jahrhundert auf eine bessere medizinische Betreuung zurückzuführen war.

Tuberkulose grassiert in der Unterschicht

Ab 1870 untersuchte der Arzt Adolf Vogt (1823-1907) die Todesursachen in der Stadt Bern mit statistischen Methoden. Er wies nach, dass die Sterblichkeitsrate in den Unterschichtquartieren mit schlechten Wohnungen am höchsten war Das Zusammenwohnen auf engem Raum begünstigte die Ansteckung, und die mangelhafte Ernährung schwächte die Abwehrkräfte. Ausserdem fehlten in vielen Unterschichtwohnungen bis ins 20. Jahrhundert moderne sanitarische Einrichtungen. Bern wies Mitte des 19. Jahrhunderts ähnliche Sterberaten auf wie die Grossstädte Berlin und Wien Der Berner Stadtarzt Wilhelm Ost meinte 1897 dazu: «Die grossen Unterschiede in der Sterblichkeit der Bevölkerung je nach den einzelnen Quartieren haben für denjenigen, der mit den Wohnungs- und Lebensverhältnissen ihrer Bewohner einigermassen vertraut ist, nichts überraschendes. Wo Luft und Licht fehlt, verkümmert die Pflanze, verkümmert das Haustier und verkümmert auch der Mensch.»[68] Tuberkulose beispielsweise trat mehrheitlich in Unterschichtfamilien auf und war bis Anfang des 20. Jahrhunderts die häufigste Todesursache in der Stadt Bern. Im Zeitraum 1911-1925 waren 13 Prozent aller Sterbefalle auf die Tuberkulose zurückzuführen. Trotz gestiegener Lebenserwartung und verbesserter medizinischer Versorgung bestehen noch heute schichtspezifische Unterschiede im Gesundheitszustand der Bevölkerung: Kinder schlecht ausgebildeter Eltern haben gemäss einer Untersuchung des städtischen Gesundheitsdienstes häufiger gesundheitliche Probleme als jene aus einem Elternhaus mit hohem Bildungsniveau.[69]

Die Arbeiterschaft verfügte bloss über 0,4 Prozent aller Vermögen.[70] Das Jahreseinkommen eines Bauarbeiters lag damals zwischen 1300 und 1800 Franken. Die Ausgaben für Lebensmittel machten 1910 rund 50 Prozent des Budgets eines Arbeiterhaushaltes aus. Der Kilogrammpreis betrug in Bern für Brot 30 Rappen, Kartoffeln 12 Rappen, Teigwaren 61 Rappen und für Fleisch 1,70 Franken; ein Liter Milch kostete 23 Rappen.[71]

Die Unterschicht machte bis weit ins 20. Jahrhundert rund die Hälfte der Bevölkerung aus. Da diese Menschen wenig verdienten und kaum Vermögen hatten, verfügten sie über keine Reserven, um Notlagen zu überbrücken, und waren mindestens zeitweise von Armut bedroht. Bis zum Eisenbahnbau führten Missernten immer wieder zu Lebensmittelknappheit und Hungerkrisen. 1816/17 und 1846/47 hatten in Bern zahlreiche Menschen nichts zu essen. Auf der Suche nach Arbeit zogen sie bettelnd durch Stadt und Land. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war Armut verbreitet. Arbeitslosigkeit, Krankheiten, Unfälle und Alter waren für Menschen, die nahe am Existenzminimum lebten, besonders bedrohlich. Versicherungen gegen diese Risiken entstanden erst ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Die Zahl der Armutgefährdeten nahm allmählich ab, weil das Wirtschaftswachstum zwischen 1860 und 1914 die Reallöhne ansteigen Hess.[72]

Im Kanton Bern wiesen vor allem das Emmental und Teile des Oberlandes hohe Armenquoten auf. In der Stadt Bern lag die Zahl der unterstützten Armen in Prozent der Gesamtbevölkerung bis 1890 unter derjenigen des Kantons: 1860 erhielten 3,7 Prozent der Stadtbevölkerung Unterstützungsleistungen, im Kanton waren es 6,8 Prozent.[73] Dieser Unterschied

68 Ost 1897, 9f. ° **69** Ost 1897, 6-10; Beiträge zur Statistik der Stadt Bern, 9 (1927), 70-87, 182, 187; Gesundheit und Sport 1931, 213; Fritzsche 1981a, 100; Germann/Kovacs 1999, 47-52; Gesundheitsdienst der Stadt Bern 1995, 35-37 • **70** Beiträge zur Statistik der Stadt Bern, 4 (1920), 9; 5 (1921), 55, 58; Levy 1997, 42-46. • **71** Gruner 1987/88, Bd. 1, 403; Siegenthaler/Ritzmann-Blickenstorfer (Hg.) 1996, 433, 452, 508f. • **72** Schnegg 2002; Ludi 1989; Pfister 1995, 304-309. ° **73** Wiedmer 1993, 131; Pfister 1995, 303.

Abb. 196
Historischer Umzug am 18. Mai 1882 zwischen Heiliggeistkirche und Bollwerk. Ein bürgerliches Komitee organisierte diese Veranstaltung, die Bern im Jahr 2000 zeigte und mehrere zehntausend Zuschauerinnen und Zuschauer anlockte. Hilfskräfte sammelten mit Säcken und Kassawagen Geld für das Inselspital und den Hülfsverein, der es an die Armenfürsorge weiterleitete. Rechts aussen trägt ein Mann eine lange Stange mit Sammelsäcken, damit Zuschauende in den oberen Stockwerken der Häuser ihren Obolus bequem einwerfen konnten.

hatte zwei Ursachen. Erstens bot der Stadtberner Arbeitsmarkt vielfältige Beschäftigungsmöglichkeiten, auch für Hilfskräfte aus der Unterschicht. Zweitens verfolgten die Stadtbehörden erfolgreich eine repressive Niederlassungspolitik: Unerwünschte Zuziehende spürten sie auf und schafften sie in ihre Herkunftsorte zurück. Der Armenverein hielt 1854 das Ziel dieser Politik fest: «Soll die Stadt Bern nicht vom Abschaum des Landes überflutet werden, so muss sie eine nachhaltige Selbstwehr ausüben».[74]

Um die Betreuung der Notleidenden der Stadt kümmerte sich ab 1805 die bürgerliche Armendirektion. Ab 1839 übernahmen zusätzlich die Einwohnergemeinde und die Kirchgemeinden Fürsorgeaufgaben. Die kantonale Verfassung von 1846 und das Armengesetz von 1847 krempelten das Armenwesen um. Nicht mehr die öffentliche Hand, sondern private Vereine, die ihre Tätigkeiten mit Spenden finanzierten, mussten nun die Bedürftigen betreuen. Als erster Kanton schaffte Bern auch die Regel ab, dass die Heimatgemeinden sich um ihre Armen kümmern mussten: Neu waren die Wohngemeinden zuständig. Das Wohnortsprinzip entlastete Gemeinden in Randregionen, die unzählige mittellose Ausgewanderte durchbringen mussten. Die Freiwilligkeit privater Vereine versagte jedoch während der Krisenjahre 1846-1853. Deshalb erliess der Kanton 1858 ein neues Gesetz, das am Wohnortsprinzip festhielt und die Gemeinden und den Kanton zur Finanzierung der Armenlasten verpflichtete.

1851 gründeten 15 Männer aus der Stadtberner Oberschicht den freiwilligen Armenverein, der 1854 an der Judengasse ein Armenbüro einrichtete. Diese Zentrale koordinierte die städtische Fürsorge. 100-150 Armenpflegerinnen und -pfleger betreuten die Bedürftigen. Sie verteilten Lebensmittel, Kleider und Holz an je drei bis sechs Haushalte und hielten die in Not geratenen Familien und Einzelpersonen zu einem sittlichen Lebenswandel an. Verwahrloste Kinder armer Familien platzierten sie für ein Kostgeld in bürgerlichen Familien auf dem Land oder in Erziehungsheimen. Mit einer Mischung aus Repression und Erziehung setzte die Armenpflege in der Unterschicht die Normen bürgerlicher Lebensweisen durch.

Nächste Doppelseite >

Abb. 197
Armenanstalt Kühlewil 1914. Im Speisesaal sitzen die Insassen in Reih und Glied und essen Suppe und Brot. 1892 errichtete die Stadt Bern diese Anstalt auf dem Längenberg, in der bis zu 400 Alte, Kranke und Behinderte wohnten. Sie arbeiteten im Landwirtschaftsbetrieb sowie in der Korbflechterei, der Kartonage und dem Nähatelier der Anstalt.

74 Bericht des Comite des Armenvereins der Stadt und des Stadtbezirkes Bern, 3 (1854), 4. Wiedmer 1993, 67f., 83-85, 117-119; Lüthi 1994, 99-114; Lüthi 1998, 101-110.

Nach Ansicht der Stadtbehörden und des Armenvereins musste Armut vor allem auf der individuellen Ebene angegangen werden; die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen wie zum Beispiel die Wirtschaftslage blendeten sie weitgehend aus.

Der Armenverein blieb bis 1868 die Drehscheibe der öffentlichen Armenpflege. 1869 übernahm die Einwohnergemeinde diese Aufgabe in eigener Regie. Die entscheidenste Zäsur trat jedoch 1888 ein, als die Freisinnigen und die Arbeiterschaft im Stadt- und Gemeinderat die Mehrheit eroberten und politische Reformen vorantrieben. Sie leiteten eine Professionalisierung der Stadtverwaltung ein. Ausserdem gründete die Stadt auf Druck der Sozialdemokraten 1888 die Lehrwerkstätten, richtete 1889 als zweite Schweizer Stadt ein Arbeitsamt ein und schuf 1893 die erste städtische Arbeitslosenkasse der Schweiz. Hinter diesen fortschrittlichen Entscheiden stand ein neues Bild der Armut. Die Politiker und die Stadtbehörden machten nicht mehr primär persönliches Fehlverhalten für die Armut verantwortlich, sondern gewichteten die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Rahmenbedingungen stärker. Sie versuchten, mit verbesserter Ausbildung der Arbeiterschaft und der Unterschichtkinder, durch Arbeitsvermittlung und durch die Versicherung von Armutsrisiken dem sozialen Elend vorzubeugen.[75]

Die Stadtbehörden schlugen nach 1888 auch bei der Betreuung armengenössiger Personen neue Wege ein. Die Armenfürsorge steckte arme Leute häufiger in Anstalten und platzierte mehr Kinder für ein Kostgeld in fremden Familien. 1892 eröffnete die Stadt die Armenanstalt Kühlewil auf dem Längenberg. Der Betrieb nahm bis zu 400 alte, kranke und behinderte Menschen auf, die weit ausserhalb der Stadt in der Landwirtschaft und mit handwerklicher Heimarbeit beschäftigt wurden. Die Anstalt Kühlewil war grösser als alle anderen Heime in der Region Bern, die meistens nur einige Dutzend Insassen betreuten.[76] Der Druck auf die Benachteiligten, bürgerliche Tugenden wie Reinlichkeit, Sparsamkeit und Ordentlichkeit zu übernehmen, blieb bestehen. In gewissen Bereichen wie der Wohnungsaufsicht verstärkten die Behörden die Kontrollen sogar.[77]

Im 19. Jahrhundert entstanden in der Stadt und den Nachbargemeinden Berns zahlreiche Zucht-, Erziehungs- und Arbeitsanstalten, hinter denen der Kanton, die Stadt und private Vereine oder Stiftungen standen. Dabei standen Schutz und Betreuung der Bevormundeten im Zentrum. Die Anstaltsbehörden, die sich aus Oberschichtangehörigen, Beamten, Ärzten und Psychiatern zusammensetzten, verstanden sich als freundschaftliche Helfer. Sie wollten kranke und gestrauchelte Menschen heilen und auf den rechten Weg zurückbringen. In seinem Handbuch über die Anstalten des Armenwesens bezeichnete der Apotheker und Sozialpolitiker Kurt Demme (1840-1911) die aufgelisteten Institutionen als «Werke der rettenden und helfenden Liebe».[78] Eine Institution hat in gewandelter Form bis heute überlebt: die «Spysi», 1877 von den Unterstadtleisten als Suppenanstalt für die unteren Stadtquartiere gegründet. Für wenig Geld erhielten Hungernde dort Suppe. Spenden und Freiwilligenarbeit deckten einen grossen Teil des Aufwandes, Lohn erhielt nur die Anstaltsköchin. Seit 1879 befindet sich die «Spysi» an der Junkerngasse 30, wo sie bis heute im Winter günstige Mittagessen serviert.[79]

Bernerinnen und Berner aus der Unterschicht waren nicht nur Opfer, die angesichts äusserer Umstände in die Mühlen der Armenbehörden gerieten. Zahlreiche Menschen engagierten sich für ihre eigenen Anliegen, beispielsweise in Arbeitervereinen, die ab 1824 ent-

75 Wiedmer 1993,44-55, **931,** 101-123; Pflüger/Hüppy 1910, 20f.; Lüthi 1994, 90-98. • **76** Wiedmer 1993, 109-111; Freudiger 1943; BZ, 4.8.1992, 19. 1981-1988 erweiterte die Stadt die Anstalt um ein Krankenheim und sanierte den Altbau. Protokoll SR, 5.2.1981, 83-86; VB, 1988, 77. • **77** Nepfer 1996, 94-100, 106-112; Gesundheit und Sport 1931, 157-164. • **78** Demme 1905, XI (Zitat); Schwab/Demme 1889; Sutermeister 1899; Demme 1905; Wiedmer 1993, 37-43; Willen 1999, 95-98. • **79** Schwab/Demme 1889, 90f.; Schmezer 2002; Der Bund, 26.3.2001. 22; 8.10.2002, 20.

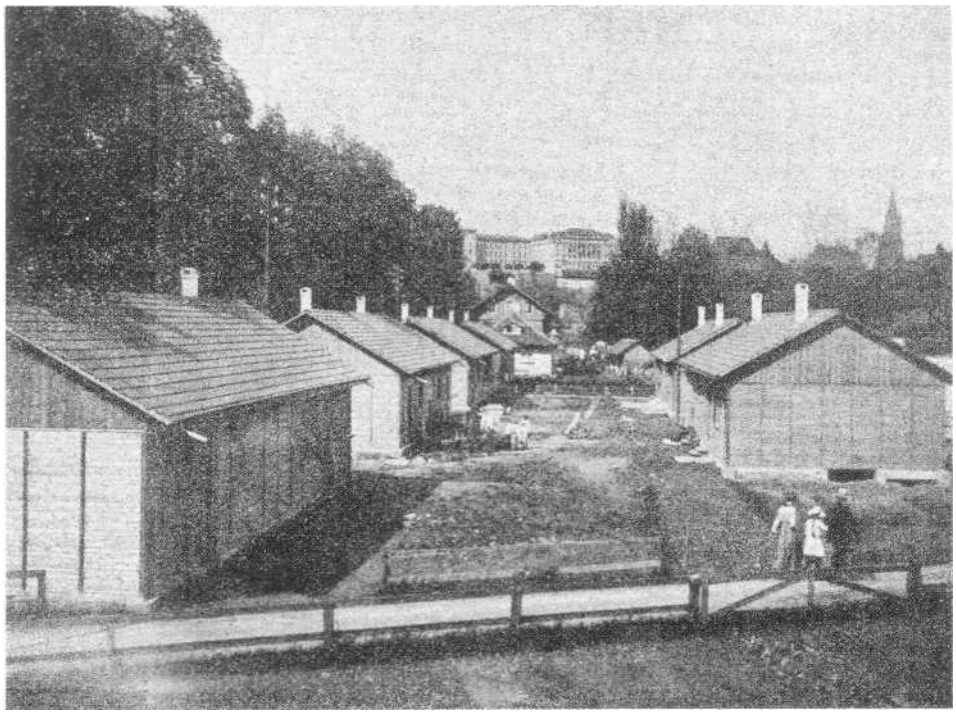


Abb. 198
Wohnbaracken in der Frauenabteilung des städtischen Marzilibades 1918. Am Umzugstermin 1. Mai 1918 waren in Bern rund 100 Familien obdachlos. Die Behörden Hessen im Marzilibad zwei Barackenreihen aufstellen. In jedem Häuschen befanden sich zwei Wohnungen mit Küche und zwei Zimmern. Jede Haushaltung verfügte über ein Gemüsegärtchen zur Selbstversorgung.

standen. Ende des 19. Jahrhunderts entwickelte sich daraus eine Massenbewegung: 1896 zählten die Gewerkschaften der Bundesstadt insgesamt 1200 Mitglieder. 1914 vereinten in der Bundesstadt drei Grütlivereine und elf Sektionen der Sozialdemokraten insgesamt 2350 Mitglieder. Ausserdem beteiligten sich zwischen 1880 und 1914 im Amtsbezirk Bern 11 310 Personen an 136 Streiks.[80]

Neue Armut im 20. Jahrhundert

Die modernisierte Armenverwaltung vermochte im 20. Jahrhundert die soziale Not nicht vollständig zu beseitigen, denn Kriege und Wirtschaftskrisen waren internationale Phänomene. So führten Versorgungsschwierigkeiten im Ersten Weltkrieg zu grosser Not in der Schweizer Bevölkerung. Die Arbeiterbewegung organisierte den Protest gegen die hilflose Politik der Bundesbehörden. Im November 1918 gipfelten die Auseinandersetzungen im Landesstreik. Während der Krisen der Zwischenkriegszeit baute die Stadt ihr soziales Engagement aus: Sie lancierte mehrmals Arbeitsbeschaffungsprogramme im Bausektor und in anderen Bereichen. Seit dem Ersten Weltkrieg subventionierten Bund und Kanton zudem Arbeitslosenkassen. Sie übernahmen damit Instrumente, welche die grossen Städte ab den 1890er-Jahren erfolgreich eingeführt hatten.[81]

In der Hochkonjunktur nach dem Zweiten Weltkrieg stieg der Wohlstand in allen Schichten an. Die Armut erhielt nun ein neues Gesicht. Hunger und ein Mangel an Gütern stellten keine Probleme mehr dar. Verglichen mit Menschen in Ländern der Dritten Welt waren die Armen der Schweiz reich. Seit den 1970er-Jahren spricht man von der neuen Armut: Personen ohne Arbeit oder mit tiefen Einkommen gerieten an den Rand der Gesellschaft, weil sie sich nicht alles leisten konnten, was zum Standard der Wohlstandsgesellschaft gehörte. Dank dem Ausbau des Sozialstaates waren nicht mehr Alter und Krankheit die primären Armutsursachen, sondern schlechte Ausbildung und geringe Löhne. Allein erziehende Frauen und Ausländerfamilien sind am meisten gefährdet. Im Jahr 2002 waren in Bern rund ein Drittel

80 Aemmer 1973, 19; Gruner 1987/88, Bd. 2, 163, 861. Vgl. S. 126-131. ° **81** Statistisches Amt der Stadt ern 1940, 92f.; Kurz/Schempp 1999, 214f. Vgl. S. 133-135.

Abb. 199
Mädchen der Armenerziehungsanstalt Steinhölzli beim Heuen 1914. Die Anstalt beherbergte rund 30 Mädchen im schulpflichtigen Alter. Zum Heim gehörte ein Landwirtschaftsbetrieb, der zur Selbstversorgung beitragen und damit die Kosten verringern sollte. Zudem schrieb man der körperlichen Arbeit besonders im landwirtschaftlichen Bereich einen grossen erzieherischen Wert zu. Die Arbeiten, welche die Mädchen verrichteten, widerspiegelten die traditionelle geschlechterspezifische Arbeitsteilung auf den Bauernhöfen: Tiere füttern, heuen, Kartoffeln ausgraben, ernten, jäten und Holz tragen.

der Fürsorgeklienten Familien mit Kindern. Jedes zehnte Kind wuchs in Armut auf.[82] Da die Städte gut ausgebaute Sozialdienste aufwiesen und eine gewisse Anonymität boten, lebten in den Zentrumsgemeinden überproportional viele Personen, die von der Fürsorge abhängig waren. In der Krise der 1990er-Jahre stieg die Zahl der vom städtischen Sozialdienst betreuten Personen stark an und erreichte 1998/99 mit rund 6500 Personen oder fünf Prozent der Bevölkerung den Höhepunkt.[83]

Seit Ende der 1960er-Jahre stehen die Sozialdienste vor neuen Problemen der Wohlstandsgesellschaft, wie beispielsweise der Drogensucht. Die Städte betrifft dies in besonderem Mass, da sie Umschlagplätze des illegalen Drogenhandels sind. Bis Mitte der 1980er-Jahre verfolgte die Stadt Bern eine repressive Politik gegenüber Drogenabhängigen. Mit dem Aufkommen der Krankheit Aids versuchten die Stadtbehörden, beim Konsum harter Drogen saubere Spritzen und mehr Hygiene durchzusetzen. 1986 richtete Bern als erste Schweizer Stadt ein «Fixerstübli» ein, wo unter Aufsicht und mit der Beratung von Sozialarbeitenden harte Drogen abseits der Strasse konsumiert werden konnten. Gleichzeitig bildete sich eine offene Drogenszene, zuerst auf der Münsterplattform und anschliessend auf der Kleinen Schanze und im Kocherpark. Mit einer Polizeiaktion löste die Stadtregierung 1992 diese Szene auf und versucht seither gemeinsam mit der Fürsorge, den Drogenhandel von öffentlichen-Plätzen zu vertreiben und die Abhängigen mit Hilfe ärztlicher Drogenabgabe zu betreuen.[84]

1990 hob der Grosse Rat das Bettelverbot im Kanton Bern auf. Nun bettelten Drogenabhängige und andere Randständige auf offener Strasse um Geld, was scharfe Diskussionen in der Öffentlichkeit auslöste. Das neue kantonale Polizeigesetz von 2000 erlaubt der städtischen Polizei, unerwünschte Personen aus der Innenstadt wegzuweisen.[85]

82 Leu/Burn/Pnester 1997, 9-18; Schnegg 2002; Der Bund, 19.6.2002, 21. • **83** VB, 2000, Anhang, 96; 1992, 104; 1996, 1131; Leu/Burri/Priester 1997, 136; Fritzsche et al. 1994, 400-404. • **84** Zeitschrift für öffentliche Fürsorge, 67 (1970), 114-116; JiWB, 1992, 26f.; VB, 1992, 43; 1998, 59; 1999, 81-83. • **85** VB, 2000, 64, 67, 86; Der Bund, 25.6.1999, 27; 11.10.1999, 2; 14.1,2000, 1, 27; 23.9.2000, 27.

Abb. 184
Im Dezember 1956 sammelten Studenten vor dem Bubenberg-Denkmal Kleider für Ungarnflüchtlinge. Viele Menschen aus allen politischen Lagern demonstrierten in der ganzen Schweiz, als russische Panzer den Aufstand Ungarns gegen die kommunistische Herrschaft niederschlugen. Die ungarischen Flüchtlinge wurden mit offenen Armen empfangen. In Bern zeigten Studierende auf offener Strasse, wie Molotow-Cocktails hergestellt und eingesetzt werden.

Schweiz. In den 1980er-Jahren folgte ihrem Beispiel das Ehepaar Heidi (geboren 1942) und Peter Zuber (1939-1999). Sie sorgten für «Heimatlose, Mittellose, Arbeitslose und Rechtlose, für abgewiesene Asylbewerber und für Drogenabhängige, für Randfiguren und für arme Kreaturen».[31] 1995 erhielt das Ehepaar Zuber von der Stiftung gegen Rassismus und Antisemitismus den Preis für Menschlichkeit zugesprochen.[32]

Soziale Schichten: Leben in Reichtum oder Armut

Die Gesellschaft des Ancien Regime gliederte sich in rechtlich und sozial abgeschlossene Gruppen, die Stände. Mitte des 19. Jahrhunderts führte Karl Marx (1818-1883) in der Gesellschaftsanalyse den Begriff der Klasse ein. Klassen unterscheiden sich bezüglich ihrer ökonomisch-sozialen Lebenslage voneinander. Die Soziologie teilt die Gesellschaft aufgrund bestimmter Merkmaie wie Besitz, Einkommen, Beruf, Herkunft und Bildung in verschiedene soziale Schichten ein. Der Statistiker Carl Landolt (1869-1923) folgte diesem Konzept und gliederte in seiner Berner Wohnungsenquete von 1896 die Stadtbevölkerung nach den Berufen in drei Schichten. Seine Einteilung stützte sich auf die Tätigkeit der - in den meisten Fällen männlichen - Haushaltungsvorstände. Zur Oberschicht zählte er Baumeister, Architekten, Besitzer gewerblicher Grossbetriebe, Grosshändler, Bankiers sowie vermögende Rentnerinnen und Rentner. Zur Mittelschicht rechnete Landolt das Kleinbürgertum mit selbständigen

31 Däpp 1995, 23. ° **32** Bürki 1933, 64, 76f.; Hafner/Probst 1999, 175; Ludi 1999; Der Bund, 23,11.1995, 27; 26.6.2002, 23.